Martin Hartmann

ISLAM, MISSION, POLITIK

Leipzig 1912
Verlag von Otto Wigand m. b. H.

Vorwort

Die Aufforderung, die missionsgeschichtlichen Werke von Mirbt und Richter in der Kolonialen Rundschau anzuzeigen, führte mich dazu, die in den beiden Arbeiten behandelten Probleme in einen größeren Rahmen zu stellen. So entstanden die Artikel „Mission und Kolonialpolitik“ in K. R. 1911, 167—195, und „Die Mission und die Kulturvölker Vorderasiens“ in K. R. 1912, 78—107. Nachdem ich einmal den Wegen der protestantischen Mission nachgegangen war, berührte mich die wertvolle Zusammenstellung, die Alfred Le Chatelier in seiner Revue du Monde Musulman (Novemberheft 1911, 327 Seiten) unter dem Titel „La Conquête du Monde Musulman — Les Missions Evangéliques Anglo-Saxonnes et Germaniques“ gab, besonders lebhaft. So widmete ich ihr die Studie: „Die Eroberung der Islamwelt — Eine französische Beleuchtung der angelsächsischen und germanischen protestantischen Missionen“ in Internationale Monatsschrift 1912, Heft 10.

Meine Ausführungen an den drei Stellen haben bei Vielen freudige Zustimmung gefunden. Es wurde mir gedankt, daß ich den Mut hatte, manches auszusprechen, was bei unsern gegenwärtigen Verhältnissen in Staats- und Kirchenverwaltung nicht wenige aus Furcht vor äußeren Nachteilen auszusprechen nicht wagen. Andere sahen sich bedroht in ihrer, auf die überlieferte Lehre begründeten Position. Andere wieder waren gekränkt im Gemüte, weil Zustände erörtert wurden, an denen sie mit Schuld tragen und deren Unerfreulichkeit hier beleuchtet ist. Doch ich gehe hier nicht auf meine grundsätzliche Stellungnahme zu den Hauptproblemen ein. Ich sage nur ein Wort — nicht der Verteidigung, deren bedarf es nicht — der Aufklärung über zwei Richtungen meiner wissenschaftlichen Arbeit, die in jenen Aufsätzen hervortreten und die in Verkennung ihres wirklichen Wesens unfreundlich beurteilt worden sind.

Ein arabisches Sprichwort sagt: „Jedes Gefäß schwitzt aus was in ihm ist". Es gibt keinen geistig Arbeitenden, der nicht „subjektiv" ist. Ein leerer Topf und ein leerer Kopf geben nichts von sich. Wie kann man einem Forscher vorwerfen, er fälle „subjektive Werturteile"? Ein Vorwurf trifft ihn nur, wenn er „Prinzipienreiterei" treibt, wenn er die Anschauung, die er sich erworben, nicht beständig revidiert, wenn er zu faul oder zu feig ist, die neue Erkenntnis durchzuarbeiten und sich zu ihr zu bekennen. Kein Vorwurf trifft ihn für die Form dessen was er sagt, wenn sie nicht den Inhalt unverständlich macht.

Man hat gesagt: „Hartmann sucht in der Geschichte des Islam die Bestätigung seiner politischen Staats- und Gesellschaftsauffassung und formuliert seine subjektiven Werturteile in der Terminologie des modernen Radikalismus“ (Becker in Archiv für Religionswissenschaft XV [1912], 535). Nein! Ich suchte nie und nirgend in dem von mir Durchforschten die Bestätigung meiner Weltanschauung. Seit ich historisch arbeite, habe ich die Erscheinungen, die mir entgegentraten, von den subjektiven Momenten, deren keine Tradition entbehrt, zu befreien gesucht. Aus dem so Gewonnenen habe ich mein Bild von dem Weltgeschehen zu ergänzen und zu berichtigen ehrlich gestrebt. Gerade auf dem Gebiete der Staats- und Gesellschaftsauffassung hat diese unausgesetzte, nicht ohne innere Kämpfe durchgeführte Tätigkeit mehrfache Wandlungen in mir herbeigeführt: nicht weniges, was mir früher galt, erkenne ich jetzt als Einseitigkeit. Die Forscher, mit denen ich Gedanken tausche, können mir bezeugen, daß ich nie gezögert habe als unrichtig Erkanntes aufzugeben. Wenn meinen Ausführungen nicht selten eine Schärfe im Ausdruck eignet, so ist die Bezeichnung solcher Ausdrucksweise als „Terminologie des modernen Radikalismus“ unrichtig; sie beruht auf einer falschen Vorstellung von „Terminologie“, von „modern“ und von „Radikalismus“. „Terminologie“ ist die Wissenschaft von den fachlichen Kunstausdrücken, das Wort wird aber auch für die Kunstausdrücke selbst gebraucht. Der Radikalismus kann gar keine Terminologie haben, denn er ist keine

Wissenschaft, keine Kunst, kurz, kein Fach. Radikalismus ist auch nicht der Charakter einer bestimmten Partei oder Parteiäußerung. Die Kreuzzeitung ist ebenso radikal wie die Rheinisch - Westfälische, der Reichsbote und die Germania sind es ebenso wie die Staatsbürgerzeitung, und der Vorwärts ist nicht mehr radikal als jene anderen Organe der Ultras im Lager des Uradels, des Großkapitalismus, der Kirche, des Alldeutschtums. Sie alle schreiben ihren Jargon, aber von einer „Terminologie" kann man bei ihnen nicht reden. Es ist eben bei jenem Angriffe auf mich „Terminologie des modernen Radikalismus" verwechselt mit den Ringen nach scharf markierenden Bezeichnungen in der Gesellschaftswissenschaft. Diese kann einer festen Terminologie ebensowenig entbehren wie die andern Wissenschaften. Man darf sagen, daß sie bisher in der Prägung leicht verständlicher, knapper Bezeichnungen im Ganzen glücklich gewesen ist (ich nenne hier als Beispiel „Klassenstaat": Das Wort stellt auf einen Ruck das chinesische Staatsgebäude vor uns und die andern, die ihm verwandt sind; Becker würde vielleicht [vgl. seine „Oberschicht"] vorziehen „Schichtenstaat"; es wäre nichts dagegen einzuwenden). Doch ich befinde mich hier bereits bei meiner zweiten Tendenz, von der sogleich die Rede sein wird. Ich erwähne nur noch, daß auch „moderner" Radikalismus nichtssagend ist. Radikalismus ist allörtlich und allzeitlich: er ist immer da und immer da gewesen, wo eine herrschende Macht ihre Gewalt zur „radikalen" Unterdrückung oder Be-

seitigung aller andern Kräfte mißbrauchte, und wo dann unter den Beherrschten die entsprechende Neigung entstand, die Beherrscher zu „entwurzeln". Daneben kann man von „Radikalismus" auch sprechen bei den Systembereitern, in deren Kopf eine Idee alle andern totschlägt und die auch in ihren Schriften „radikal" vorgehen, d. h. in übertriebenen Ausdrücken das eigene System loben, die fremden schmähen. Solche Leute hat es immer gegeben, und ihre Sprache ist immer die gleiche gewesen. Nicht ganz so liegt die Sache bei den erhabenen Geistern, die im Kampfe gegen Brutalität und Lüge ewige Wahrheiten aussprechen und dem richtigen Gedanken eine Form geben, die den Leisetretern an die Nieren geht. Wenn Marsilius von Padua sagt, die gesetzgebende Autorität sei civium universitas und der princeps, dem diese Autorität nur die Führung der Regierungsgeschäfte übertrage, habe die Regierung juxta subditorum suorum voluntatem et consensum zu führen, könne auch gerügt und abgesetzt werden, da er nur die secundaria quasi instrumentalis seu executiva pars des Staates sei, so gibt er diesem Gedanken, der sich mit islamischen Theorien berührt, eine Formulierung, die man nach dem Maßstabe Beckers unzweifelhaft als „moderner Radikalismus" bezeichnen müßte. Der Mann schrieb das aber schon um 1324 in seinem Defensor pacis. Jünger ist Martin L u t h e r, dessen Radikalismus niemand ernstlich bestreiten wird, und modern war er auch, denn er arbeitete Gedanken aus, die damals die besten Geister bewegten. Endlich finden sich auch in unserer klassi-

schen Literatur (bei Lessing, Schiller, Goethe, und gar erst Kant) Stellen, die sicherlich als „modern-radikal" angesprochen werden können. „Moderner Radikalismus" ist ein Trugbild, das bei näherem Zusehen in nichts zusammenfällt und mit dem man Kinder schreckt.

Meine zweite Tendenz, von der ich gesprochen habe, ist die gesellschaftswissenschaftliche (soziologische). Ich weiß wohl, daß die Soziologie noch wenige Freunde hat. Hat doch ein bekannter Berliner Historiker sie bezeichnet als eine Erfindung des modernen Liberalismus (Eduard Meyer in seiner „Anthropologie"). Diese Äußerung ist für den systematischen Widerstand, den die amtlichen Vertreter der Wissenschaft neuen Ideen entgegensetzen, kennzeichnend. Daß sie schon heute die Besiegten sind, zeigt gerade Meyer: seine „Anthropologie" ist in Wirklichkeit ein gar nicht übler Beitrag zur „Soziologie". Aber man hat sich einmal das Wort gegeben, der neuen Wissenschaft keinen Eintritt zu gewähren, und eigensinnig hält man, wenigstens äußerlich, an der Ausschließung fest.

Ich will nun verraten, wie ich zu der gesellschaftswissenschaftlichen Betrachtung der historischen Probleme geführt wurde. Bei der Durcharbeitung von v. Holtzendorffs Realenzyklopädie der Rechtswissenschaft fesselte mich besonders der einleitende Abschnitt „Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaften" des verstorbenen Münchener Rechtslehrers A. Geyer. Ich fand darin einen von philosophischem

Geiste getragenen Versuch, sich mit dem auseinanderzusetzen, was das Gebiet der juris prudentia ist: omnes humanae res. Soll die Behandlung der Lebenserscheinungen nicht zu einem wüsten Kram von Notizen führen, so muß eine Gliederung gesucht werden. Die humanae res sind aber für den Geschichtsforscher wie für den Juristen Manifestationen von Gruppen oder von Individuen in ihrer Eigenschaft als Gruppenangehörige. Diese Gruppen zu gliedern gilt es. Der von Geyer in dieser Richtung gemachte Versuch regte mich mächtig an. Nicht daß ich seine Gruppen mir einfach anempfand. Ich arbeitete vielmehr die ganze Materie selbständig durch, und immer wieder von Neuem. Die soziologische Fachliteratur habe ich dabei weniger beachtet. Am meisten förderte mich das Studium der Quellenwerke des Islam. Sie sind ganz einseitig, orientiert einzig nach dem religiösen Pol. Aber innerhalb dieser allgemeinen Orientierung sind zahlreiche Strömungen von starker Eigenart. Woher stammt die Allgemeinorientierung? Woher stammen die Strömungen? Das beschäftigte mich immer, und es ergaben sich da bei Beachtung unscheinbarer Notizen gesellschaftliche Beziehungen, Zusammenhänge, die von höchstem Interesse sind, zum Teil so typisch, daß sie Bausteine bilden zur Heraushebung der Einzelfälle ins allgemeine, d. h. zur Findung von G e s e t z e n. Das, was ich als das Wesentliche für die Forschung erkannte, war die Feststellung der G r u p p e n, an die sich alle menschlichen Betätigungen anlehnen lassen (es steht keine einzige,

auch nicht die intimste, völlig außer Beziehung zum Gruppenleben). Von zwei Seiten griff ich die Aufgabe an: analytisch und empirisch. Ich fragte: welche Gruppen sind nach der Kenntnis der menschlichen Natur und nach den Lehren der Geschichte zu erwarten? und wiederum: welche Gruppen lassen sich aus den vorliegenden Berichten tatsächlich erkennen, heben sich als Gemeinwesen von dem Wirken der Individuen und voneinander ab? Bei dem analytischen Verfahren ging ich von den Haupttrieben aus, die die Individuen zu Gruppen zusammenschließen und an deren Spitze der gewaltige Trieb steht, durch den die Gattung erhalten wird: der Geschlechtstrieb, sich auswirkend in Ehe, Familie, Sippe, und auch der Rasse im richtigen Sinne des Wortes zugrunde liegend. Von gleicher Gewalt ist der Trieb zu sprachlicher Mitteilung, der zu den Gesellungen führt, die „völkisch" im engeren Sinne sind. Die Befriedigung der Notdurft des Lebens (Nahrung, Kleidung, Wohnung) führt zu der wirtschaftlichen Gesellung. Die besondere Art physischer Vorgänge, die im Gehirn und im Nervensystem ihren Ursprung haben, lösen das aus, was wir Vorstellung (einschließlich Wille) nennen, und auf diesen Auslösungen bauen sich die Gesellungen auf, die man mit einem Merkworte als „Kirche" bezeichnen mag. Es war nun zu vergleichen zwischen diesen durch Spekulation gewonnenen Bildungen und den Gemeinschaften, die sich als in den historischen Begebnissen wirkend erweisen. Die Vergleichung zeigte Übereinstimmung. Nur eine Gesellung des geschicht-

lichen Lebens ergab sich nicht ohne weiteres aus den natürlichen Bedingungen des homo sapiens und seines Gruppenlebens: der Staat. Hier, und nur hier, setzte die Konstruktion ein, die, wie alle Konstruktionen, subjektiv ist. Der Staat zeigte sich mir als der jeweilige Ausgleich der miteinander ringenden Interessen von Individuen und Gruppen, in dem Sinne, daß immerwährend Konflikte stattfinden zwischen einzelnen und Gemeinwesen und zwischen verschiedenen Gemeinwesen, sei es, daß die Gesellungen einander bekämpfen, sei es, daß innerhalb einer Gesellung Untergruppen im heftigen Kampfe liegen (der gegenwärtig alle Kulturvölker aufs heftigste erschütternde Konflikt innerhalb einer Gesellung ist der zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern; an diesem Beispiel zeigt sich auch besonders deutlich, wie die Innergesellungskonflikte auf die anderen Gesellungen übergreifen, und wie schließlich durch den Oberbau der Gesellschaft, den Staat, ein Ausgleich gesucht werden m u ß, soll nicht die Gesellschaft unter dem Untergruppenkonflikt bis zur Vernichtung leiden). Vollziehen sich nun die Konflikte in ihren Ursprüngen, in ihrer Entwicklung, in ihrem Übergreifen weit über das eigentliche Gebiet hinaus, in ihrer Lösung durch den Oberbau (wohl bemerkt immer nur zeitlichen Lösung) regellos? Ist alles Zufall? Oder sind etwa die Agierenden Puppen, die ein irgendwo schwebender Demiurg, Gott oder wie man ihn sonst nennen mag, am Drahte spazieren läßt? Oder vollzieht sich alles nach ewigen unwandelbaren Gesetzen? Die „Wissenschaft“ wäre ein elender

Kram, wenn sie nicht den Zusammenhängen nachginge und in ihnen den letzten Enden, das heißt eben: den Gesetzen. Die Soziologie hat die Aufgabe, die Gesetze zu finden, nach denen sich die immerwährenden Konflikte gestalten und lösen. Freilich, sie kann diese Aufgabe nur lösen, wenn sie mit einem sicheren Tatbestande operieren kann. Den Tatbestand liefert ihr die Soziographie. Indem diese die Geschehnisse und Erscheinungen feststellt, kritisch sichtet und ordnet, greift sie bereits in das Gebiet der Soziologie über, und diese wiederum liefert der Soziographie immer von neuem Material, indem sie sie hinweist auf missing links, die ihr bei dem Gesetzesuchen vorkommen und die nun die Soziographie auszuspüren hat. Bei dem gegenwärtigen Stande der Gesellschaftswissenschaft ist unzweifelhaft das Hauptgewicht zu legen auf die beschreibende Tätigkeit, m. a. W. die Soziographie. Sie deckt sich, soweit der Islam in Frage kommt, nicht mit der bisher fast allein üblichen Darstellungsweise, denn diese hat nur einzelne Gesellungen zum Gegenstande. Am beliebtesten ist die Staatsgesellung, deren Beschreibung meist „Geschichte“ schlechthin genannt wird. Daneben steht, besonders heute, im Vordergrunde die Beschreibung des Vorstellungslebens, oder wie man das gewöhnlich nennt, die Geschichte der islamischen Theologie und Philosophie. Es ist nun ein halbes Jahrhundert her, daß Männer von weitem Blicke die engen Zusammenhänge dieser „Geschichten“ und auch der anderen Entwicklungen des Gesellungslebens begriffen haben

und Arbeiten soziographischen Charakters schufen. Ich nenne hier Aloys Sprenger und Alfred v. Kremer. Dann trat diese Richtung zurück. Man fand in diesen Versuchen nicht wenige Lücken, auch einzelne Versehen. Man fühlte, das Material für zuverlässige Übersichten, Zusammenfassungen, Vergleichungen, Konstruktionen sei noch nicht reich genug: es müßten vor allem die literarischen Schätze, die teils in Handschrift, teils in Druck vorliegen, noch ganz anders durchgearbeitet und ausgebeutet werden. Diese Tätigkeit des emsigen Sammelns, Sichtens, Verwertens fand würdige Vertreter, und die Soziographie kann ihnen nicht dankbar genug sein. Ich selbst wurde durch das Wirken an einer den ganzen Orient in allen seinen Betätigungen umfassenden Anstalt und da wieder durch enges Zusammenarbeiten mit gründlich geschulten und selbst vielseitig veranlagten Kollegen im besonderen auf die soziographische Arbeit hingewiesen, und nahm sie seit dem Anfang der neunziger Jahre immer energischer in meinen Arbeitsplan auf. Etwas später trat der schon genannte jüngere Fachgenosse, Carl Heinrich Becker, in diesen Kreis ein, vielleicht mitangeregt durch meine Arbeiten (wenigstens darf ich das aus Briefen von ihm schließen). Er hat der soziographischen Forschung ausgezeichnete Dienste geleistet, unter denen ich seine wirtschaftspolitischen und staatspolitischen Studien hervorhebe. Nicht etwa um einen Wertunterschied aufzustellen (ich weiß mich von jeder Täuschung über den Wert meiner Tätigkeit frei und betrachte mich lediglich als Erfüller

der Pflicht, das mir verliehene Pfund nach bestem Gewissen mit allen Kräften zu nutzen, ich darf aber erwarten, daß mein Mühen weder totgeschwiegen noch entstellt wird), sondern um Mißverständnissen vorzubeugen, spreche ich hier von dem Unterschiede unserer Arbeitsart.

Habe ich selbst soeben die Haupttätigkeit Beckers soziographisch genannt, so findet sich bei ihm, scheint es, nicht das Bewußtsein dieser Tätigkeit (wenn er auch das Prinzipielle nicht scharf ablehnt, wie Eduard Meyer es tut, s. oben S. VIII), namentlich vermisse ich bei ihm die Gliederung, die dem Forscher wie seinem Hörer und Leser die Auffassung erleichtert und von selbst zu befruchtenden Parallelen und Zusammenfassungen führt. Mir reihen sich die Einzeltatsachen, kaum daß sie mir klar vor der Seele stehen, zusammen, und zwar so, daß ich dem Gesamtbilde auch formell einen Ausdruck geben muß. Ich kenne sehr wohl die Gefahren des Syntheseübens. Die Wissenschaft kommt aber ohne das Tasten nach Gesamtanschauung nicht vorwärts. Gerade sie befruchtet die Sonderforschung, die Beschreibung reich, wie das schon oben gesagt wurde. Die Gefahren liegen nach zwei Seiten: einmal in Richtung des immerwährenden Neuaufbauens von Synthesen, die sich jagen, ohne daß eine von ihnen gründlich durchgearbeitet wird, zweitens in Richtung auf das Sichverbohren in eine Synthese und ihre schablonenhafte Zutodehetzung. Zeigt meine Arbeitsart einen von diesen beiden Fehlern? Ich habe meine Konstruktion oben dargelegt und bin

für sie eingetreten, weil sie mir ein gelungener Versuch zu sein scheint, in die ungeheure Masse des Materials, das sich immer mehr häuft, Ordnung zu bringen. Ich habe nie diese Synthese als ein Alleingiltiges hingestellt, ich habe sie nie behandelt als eine doctrina, der jeder folgen müsse, der auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiete arbeiten will. So ist es offenbar auch aufgefaßt worden. Denn abgesehen von der sogleich zu nennenden neuesten Äußerung ist mir nie von irgendeiner Seite ein Einwand in diesem Sinne erhoben worden. Nur Becker hat Bedenken. Er will mich durchaus in den Geruch der Verbohrtheit bringen und formuliert das so: „Hartmann hat ein soziologisches System von ‚Gesellungen‘ erdacht, das in seiner ganzen Produktion während der letzten Jahre immer wiederkehrt. Hartmann ist ein Feind der Scholastik, aber ein noch weiterer Ausbau seiner Kategorien, in die er alles hineinzwängt, muß in einer allgemeinen Gesellungsscholastik enden.“ Er kann beruhigt sein. Meine Kategorien sind mir nicht ein Unabänderliches, ich habe also gar nicht nötig, irgend etwas in sie „hineinzuzwängen“. Langen sie nicht aus, so werden sie ergänzt. Überzeugt man mich von einer besseren Ordnung, so lerne ich um. Man komme mir nur und mache Vorschläge. Man arbeite mit mir an der großen Aufgabe, das ungeheure Material zu gliedern. Ob man das dann „soziologische“ Arbeit nennt oder nicht, ist gleichgiltig. Aber gemacht werden muß sie, diese Arbeit, neben der die Soziographie ihre volle Bedeutung behält. Recht ungeschickt

ist der Scherz mit der „Gesellungsscholastik". Von Scholastik ist in meinen Arbeiten keine Rede, weder in dem fachlichen Sinne des Wortes, noch auch in dem andern „schulstaubige Pedanterie". Von Freund und Feind ist mir bisher noch immer zugestanden worden, daß ich den Konnex mit dem lebendigen Leben nicht verloren habe. Ich kann ihn auch gar nicht verlieren, solange es mir möglich ist, bei meiner bisherigen Gesamtanschauung und ihrer Betätigung zu bleiben. Diese Gesamtanschauung formuliere ich dahin, daß nur der berufen ist, Geschichte zu schreiben, der das gesellschaftliche und staatliche Leben seiner Zeit aufmerksam beobachtet und zugleich mit den in Theorie und Praxis sich offenbarenden Beobachtungen der Andern vertraut ist. Die Studierstube genügt da nicht. Man muß selbst sehen. Daß ich zu sehen im Stande bin, habe ich bewiesen in meinen „Unpolitischen Briefen aus der Türkei", deren Vorrede vom 31. Dezember 1909 datiert ist und in denen ich die Entwicklung, die wir jetzt mit Ehrfurcht erleben, mit vollkommener Klarheit vorausgesagt habe. 1902/03 habe ich acht Monate in Chinesisch-Turkestan zugebracht, und auch da sammelte ich neben Material für wissenschaftliche Forschung, das ich zum Teil selbst bearbeitet habe, documents humains. Das ist der Scholastiker Hartmann!

Ich setze den Fall, mein System (ja, System! Das Wort hat einen üblen Geruch heute, ich akzeptiere es aber) erweise sich als falsch. Ist meine Arbeit deshalb unnütz? Tut man recht, sie mit ein paar un-

freundlichen Scherzen von oben herab abzutun? Der Wert wissenschaftlicher Forschung liegt häufig nicht in dem Ergebnis, wie der Forscher es formuliert, sondern in dem Material, das er beibringt und in den Gedanken, die er zur Lösung der Probleme vorträgt. Error darf das Werk des Forschers sein, aber nicht ein anderes: confusio. Denn das, was wir alle suchen und ehrlich erstreben, die veritas

citius emergitur ex errore quam ex confusione.

Hermsdorf bei Berlin,
im Oktober 1912.

Martin Hartmann.

Inhalt

I

Mission und Kolonialpolitik

Die Anteilnahme der Volksgesamtheit an den Angelegenheiten des Gemeinwesens bestimmt ihre Kulturhöhe. Die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der sich Massen in die Launen eines Autokrators, einer Oligarchie oder der durch Demagogie zur Herrschaft gelangten Tribunen fügen, ist Zeichen des Tiefstandes. Wo in der Gesamtheit ein kräftiges Leben wohnt, rühren sich alle einzelnen Teile, nehmen ihr Interesse wahr und suchen mit allen Mitteln sich durchzusetzen. Da gibt es Kampf, heißen Kampf, aber nur auf seiner Grundlage ersteht der jeweilige Friedenszustand, der aus der von Gruppenkämpfen zerrissenen Gesellschaft einen durch Recht und Gesetz bestimmten Staat macht. Auch in ihm fehlt es nicht an Kampf. Die Gruppen der Gesellschaft (Gesellungen) stellen sich hier, wenn auch nicht rein, sondern in mannigfacher, oft höchst komplizierter Verschlingung, als politische Parteien dar.

Die Beschränkung des staatlichen Gemeinwesens durch räumliche Grenzen bringt es mit sich, daß die ihm angehörigen Individuen und Gruppen zunächst innerhalb des Staatsgebietes die gemeinsamen Angelegenheiten ordnen. Das Auswärtige tritt nur an sie

heran, soweit Angriffe auf die Selbständigkeit des Gemeinwesens gemacht werden oder das Gemeinwesen selbst im Drange der Expansion übergreift. In der Regel sucht die Staatsregierung die Ordnung dieser Dinge als das ihr allein zugehörige Gebiet hinzustellen und die Staatsangehörigen von der Beschäftigung mit ihnen abzuhalten. Allein die Völker haben längst erkannt, daß es ihr höchstes Interesse ist, sich selbst um diese Ordnung zu kümmern. Denn die volle Freiheit der Herrschenden birgt die Gefahr in sich, daß um des Interesses einzelner Individuen oder kleiner Gruppen willen der Gesamtheit unerhörte Opfer an Blut und Vermögen auferlegt werden. Diese Pflicht der mündigen Staatsbürger und das entsprechende Recht sind in allen Kulturländern anerkannt.

Ein Gebiet des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, das in einigen europäischen Ländern schon seit Jahrhunderten reiche Ausbildung erfuhr, in Deutschland erst seit 1884 Beachtung gefunden, dann aber schnell eine große Bedeutung gewonnen hat, ist das der Gründung von Niederlassungen in fremden Ländern mit Ausübung einer Oberhoheit oder direkten Herrschaft über diese. Die staatsrechtliche Stellung dieser von dem Heimatlande meist durch das Meer getrennten Gebiete, der Übersee - Kolonien, ist verschieden. In allen Fällen liegt eine Verbindung mit dem Mutterlande vor, die in dessen Zustände eingreift. Bei der großen Masse ist das Verständnis für die Wichtigkeit dieser Beziehungen geringer: sie wird zunächst meist nur indirekt davon berührt. Wie tief aber die

Überseekolonisation bei intensiver Entwicklung in alle Verhältnisse des Mutterlandes einschneidet, das zeigt vor allem Großbritannien, wo es kaum eine Familie gibt, die nicht in irgend einer Weise mit einer Außenniederlassung in Beziehung steht, und wo das wirtschaftliche Leben im höchsten Maße mit dem Überseeverkehr verwachsen, von ihm abhängig ist. In Deutschland sind wir noch lange nicht so weit. Aber dieser Zustand bahnt sich an. Ob man das beklage oder nicht, es ist eine Tatsache, und die Ordnung der Kolonisation durch den Staat ist im höchsten Maße eine Angelegenheit aller. Auch den scheinbar von ihr nicht Berührten ist zuzurufen: tua res agitur, darum sieh zu, wie diese Sache betrieben wird und tritt ein, wenn du die Überzeugung hast, daß dabei Fehler gemacht werden, oder daß durch deine Stimme eine Verbesserung herbeigeführt werden kann.

Wer mit raten will, muß aber die Tatsachen des kolonialen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart kennen. Für Deutschland haben wir eine reiche Literatur. Einen speziellen Zweig des kolonialen Lebens bildet die M i s s i o n, die ich definieren möchte als den Exponenten der kirchlichen Kolonialpolitik, neben welchem die großen Vereine und Gesellschaften, die aus wirtschaftlichen Interessen hervorgegangen sind, als Exponenten der wirtschaftlichen Kolonialpolitik stehen, während bei „Kolonialpolitik" schlechthin an die staatliche Betätigung gedacht wird. Die staatliche und die kirchliche Kolonialpolitik in ihrem Verhältnis zueinander und die Entwicklung der deutschen Mission

im besondern behandelt ausführlich Mirbt in: Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten (Tübingen, Mohr, 1910, XII + 287 Seiten, 8⁰). Es ist ein vorzügliches Werk, das hier über das wichtige Gebiet vorliegt. Aus wissenschaftlichem Geiste geboren, gibt es ein ungeheures Material in übersichtlicher Weise und verarbeitet dieses Material selbständig, zu allen bedeutenden Fragen in sachlicher und reifer Weise Stellung nehmend. Wenn dem Verfasser hier in nicht wenigen Punkten Opposition gemacht wird, zuweilen sogar scharfe, so ist nur die Absicht, diese Fragen, deren Entscheidung für Millionen von zum Lichte drängenden Menschenkindern Lebensfragen sind, und die auch für die gesamte Kulturwelt und in ihr im besondern für unser Vaterland die höchste Bedeutung haben, von allen Seiten zu beleuchten. Auch der Verfasser, der auf dem Standpunkt der freieren christlich-theologischen Richtung steht, übt gelegentlich Kritik an dem älteren Missionsbetrieb gewisser Kreise. Wenn irgend etwas, so hat gerade diese Kritik den Status der Mission erhöht.

Das Buch Mirbts ist so gegliedert, daß es mit zwei referierenden Kapiteln beginnt: I. „Organisation und Ausdehnung der christlichen Mission“, II. „Der gegenwärtige Bestand der christlichen Mission in den deutschen Schutzgebieten“. Die folgenden drei Kapitel behandeln die Erziehung (III. „Die religiös-sittliche Erziehung“. IV. „Die Erziehung zur Arbeit“. V. „Die Schule“). Kapitel VI beschäftigt sich mit „Missiona-

rische Wohlfahrtspflege“, Kapitel VII mit „Die Christianisierung des Volkslebens“, Kapitel VIII mit „Die Mission und die nichtchristlichen Religionen“. Kapitel IX endlich setzt sich unter dem Gesamttitel „Kolonialpolitik und Mission“ mit verschiedenen Fragen auseinander, die das Verhältnis zwischen den Missionaren und den andern Weißen betreffen. Eine straffere Gesamthaltung und damit größere Übersichtlichkeit hätte sich ergeben bei der Ordnung nach soziologischen Gesichtspunkten. Von solchen ausgehend ordne ich die Gesamtheit aller Erscheinungen des menschlichen Gesellschaftslebens nach den vier Gestellungen, die sich auf den vier Haupttrieben aufbauen: der Geschlechtsgesellung (Familiengesellung), der völkischen Gesellung, der Wirtschaftsgesellung, der Vorstellungsgesellung. Auch hier orientiere ich meine Behandlung der Fragen nach dieser Einteilung, indem ich mich auf die von Mirbt erörterten Probleme beschränke, und indem ich mich bemühe, von der Suggestionierung durch irgend ein religiöses oder politisches Parteidogma mich frei zu halten [1]).

I. Das Geschlechtsleben nebst Familien- und Sippenbildung. Was in dem Buche darüber zu finden, ist zerstreut und bietet auch zusammengestellt nicht ein vollkommenes Bild. Gerade dieses Problem verlangte Vertiefung. Die Frage ist hier: wie sollen sich Mission und Kolonialregierung zu der Regelung des Geschlechtslebens bei den Eingeborenen verhalten? Mirbt behandelt sie nur unter dem Stichwort Polygamie S. 196ff. in dem Kapitel „Die Durchdringung

des Volkslebens mit dem Christentum". Er sieht den Kampf gegen die Polygamie als ein Stück dieser Durchdringung an. Vorurteilslose Betrachtung muß zugeben, daß hier einer der Fälle vorliegt, wo die Lehre der Kirche, der evangelischen wie der katholischen, mit dem Brauche der andern Vorstellungsgesellungen in den Kulturländern und mit dem in ihnen geltenden Rechte übereinstimmt: die Einehe ist die geheiligte Form der Familienbildung und ist gesetzlich allein als solche anerkannt. Nur ist nicht zuzugeben, daß mit Aufrechterhaltung der Einehe als Gesetz sich durchführen läßt das Verbot des außerehelichen Verkehrs, wie die Kirche es will. Mirbt erwähnt davon nichts, und das ist ein Mangel. Die schweren Konflikte, die für den, der einer christlichen Gemeinde angehört und weiter angehören will, nicht selten dadurch entstehen, daß das Kirchenregiment den außerehelichen Verkehr bzw. das Halten einer Konkubine unter keinen Umständen duldet, durfte nicht unerwähnt bleiben, und es war auf ihre Lösung durch eine bedingte indulgentia hinzuweisen. Damit soll natürlich nicht der Duldung einer wüsten Prostitution das Wort geredet werden. Im Gegenteil: Mission und Kolonialregierung müssen zusammenstehen, um dem Unfug zu steuern, der von nicht wenigen Weißen getrieben wird. Die Behandlung der überaus schwierigen Frage durch Mirbt (S. 270f.) gibt ein treues Bild des Tatbestandes und deutet die gangbaren Wege zur Heilung an, wie Beschaffung weißer Frauen und Alimentationsverpflichtung der Väter von Mischlingskindern [2]). Sehr

richtig sagt Mirbt, daß nicht die Mission an erster Stelle an der Regelung der Sittlichkeitsfrage interessiert ist. Der Staat ist es zum mindesten ebenso. Das Unheil, das durch Mischlinge in Überseeländern hervorgebracht wird, ist durch die Geschichte erwiesen: die Turkopulen waren eine der Hauptursachen des Falles der Kreuzfahrerherrschaft. Es bleibt aber immer eine schwebende weiße Bevölkerung, deren Bedürfnisse man nicht mit ethischen oder historischen Erwägungen befriedigt, und die sich nicht in feste Verhältnisse zwingen läßt. Die Hilfe der Prostitution läßt sich auch in den Kolonien nicht vollständig umgehen, und es gilt nur, sie möglichst der Gemeingefährlichkeit zu entkleiden. Es kann verlangt werden, daß das Gebahren der jungen Weißen, die im Dienste von Behörden oder Privatunternehmungen vorübergehend in den Schutzgebieten leben, sich in Schranken hält, und daß sie Rücksicht darauf nehmen, daß hier ein Gesamtinteresse vorliegt. Während S. 270 mehr spekuliert wird, gibt Mirbt S. 171 eine Anzahl wichtiger Tatsachen. Mit Recht hebt er hervor, wie der Islam hier einen Vorsprung vor dem Christentum hat, sofern er die Vielweiberei gestattet. Es ist aber auf eine mißverständliche Äußerung hinzuweisen, die Mirbt zitiert, ohne sie zu berichtigen. In der S. 202 von ihm beigebrachten Äußerung Seitz' (Koloniale Rundschau 6 [1909], 329), heißt es: „Die Vielweiberei ist in den muhammedanischen Gebieten ein Teil des religiösen Rechts, und sie ist deshalb schwerer abzuschaffen als die Sklaverei“. Aber auch die Sklaverei

ist in diesem Sinne ein Teil des religiösen Rechts, und doch darf von beiden nicht gesagt werden, daß sie religiöse Institutionen sind; sie sind nur religiös zulässig, und es ist nicht hart, wenn diese Zulässigkeit durch die Sitte oder durch das Gesetz beschränkt wird. In jedem Falle wird die Mission bei dieser Frage von allgemeineren Gesichtspunkten sich leiten lassen müssen als von denen einer unnachgiebigen, gegen die Bedürfnisse der Wirklichkeit blinden Dogmatik. Die Bahn der Konzessionen ist eine schiefe Ebene, wird man sagen. Aber es soll nicht Unmögliches verlangt werden, und mit Recht wird z. B. von den Muslimen, die zum Christentum übergetreten sind, geltend gemacht, daß der Zustand für einen kräftigen Mann, dessen Frau durch schwere Krankheit Jahre hindurch für ihn versagt ist, unerträglich wird. Es muß da durchaus Abhilfe geschaffen werden. Die Mission hat es ja immer in ihrer Gewalt, auf ihrem eigensten Gebiete ein Regiment zu üben. Sie wird da durch den Geist, den sie der schwarzen Gesellschaft, die sich zu ihr hält, einflößt, mehr ausrichten als durch übermäßige Strenge. Die Hauptsache muß die Gesellschaft der Kolonisatoren tun, die durch das Beispiel vorangeht. Der Staat darf jedenfalls nicht Stellung nehmen gegen die Vielweiberei bei den Völkern, bei denen sie durch das religiöse Gesetz erlaubt ist, wie auch Frankreich und Großbritannien sich gehütet haben, in die Sitten der Muslime einzugreifen. Wir sind hier besser daran bei den Völkern, wo die Vielweiberei noch nicht durch den Islam mit dem Scheine einer religiösen

Institution umgeben ist. Das Eine kann und soll der Staat verlangen: daß die Eheschließung angezeigt wird, und er soll nur solche Verbindungen als Ehe anerkennen, die beurkundet sind, ferner daß nur Kinder als ehelich anerkannt werden, die aus solcher Verbindung hervorgegangen sind. In ähnlicher Weise ist es mit der Ehescheidung zu halten. Daß die Anmeldung von Eheschließung und Ehescheidung beim Standesbeamten nicht gegen das religiöse Gesetz verstößt, geht daraus hervor, daß sie in der Türkei gesetzlich vorgeschrieben ist [1]. Es liegt ja auch nichts vor, was dagegen spricht. Selbstverständlich handelt es sich bei der Ehescheidung nicht um das einfache *talaq* „Verstoßung" vor seinem Perfektwerden, denn das ist nur eine Drohung und Verwarnung für die Frau und besteht drei Monate lang nach seiner Verlautbarung nur in der Trennung vom Bett, während deren sich die Frau gar nicht wieder verheiraten darf, der Mann nicht, wenn er bereits drei Frauen hat [2]. Es muß aber

---

1) Das erste Zivilstandsgesetz wurde in der Türkei erlassen unter dem 29. Sefer 1308 (14. Oktober 1890). Es wurde ersetzt durch eine Umarbeitung vom 15. Rebi' I 1320 (10. Juni 1902), deren Übersetzung gegeben ist bei Young, Corps du Droit Ottoman II 242—261. Es heißt darin ausdrücklich (Art. 22 Abs. 2): Eheschließungen und Ehescheidungen dürfen nur von den Imamen bez. bei den nicht christlichen Gemeinden von dem obersten Geistlichen des Ortes beurkundet werden.

2) Das wahre Wesen des islamischen *talaq*, das meist falsch durch „Ehescheidung" wiedergegeben wird, wurde im Okzident bisher verkannt; es ist in Wirklichkeit nur eine

in den islamischen Ländern auch weiterhin dem Manne gestattet sein, ohne Angabe von Gründen die Scheidung selbst vorzunehmen; bei den Christen soll das Gericht die Scheidung aussprechen. Die protestantische Kirche hat sich ja mit dieser Bestimmung der Staatsgewalt ausgesöhnt; die katholischen Missionen müssen sich hier selbstverständlich fügen; die Prätention, daß sie die Sitzungen der theologia moralis hier walten lassen können, darf vom Staat unter keinen Umständen beachtet werden [3]). Mehr als Reglements und Strenge wird hier nützen die zielbewußte, geduldige Beförderung des Familienlebens mit Einehe und die Einführung des Gedankens dieser in das allgemeine Bewußtsein.

Ich schließe an die Behandlung des Geschlechtslebens alles andere an, was sich auf das physische Leben, das Triebleben im allgemeinen, bezieht. Es fallen hierunter die Wohlfahrtspflege, einschließlich der Krankenpflege, und die hygienische Erziehung. Mirbt widmet diesen Fragen ein lehrreiches Kapitel, eingeteilt in einen Abschnitt über das missionarische Medizinalwesen, über dessen Ausgestaltung überraschende Mitteilungen gemacht werden (S. 156—175), und einen Abschnitt über die staatliche Wohlfahrtspflege, in welchem das nichtswürdige Geschwätz des Kapitalismus von dem unentbehrlichen Profit aus der Alkoholvergiftung der Eingeborenen gründlich abgefertigt wird

Kündigung des einen Mietsvertrag darstellenden Ehevertrages, von der der Kündiger drei Monate lang zurücktreten kann.

(es sei hier hingewiesen auf die Reichstagdenkschrift über Alkohol und Eingeborenenpolitik 1908 Nr. 817).

II. Das völkische Leben, einschließlich Rassenleben. Hier kann den Ausführungen des Verfassers unbedingt zugestimmt werden. Die Seiten, die der Pflege des nationalen Lebens gewidmet sind (189 f.), sind ganz vortrefflich. In dieser Frage ist die gesellschaftliche Stimmung der Weißen ausschlaggebend, und Mission und Kolonialpolitik können nur in beschränktem Maße einschreiten. Die gegenwärtige Lage ist beherrscht von der Verachtung, die der weiße Mann gegen den schwarzen empfindet, und die noch kürzlich Schütze in „Schwarz gegen Weiß" durch ein auf den ersten Blick bestechendes Material zu begründen suchte. Aus dieser Verachtung ergibt sich die Anschauung, der Weiße habe das Recht, den Schwarzen auszubeuten und zu mißhandeln. In den Kolonien, auch in den deutschen, feiert der Rassendünkel zurzeit noch Triumphe [1]). Es ist eines der Hauptverdienste Dernburgs, hier durchgegriffen zu haben, und es ist ein wachsames Auge darauf zu halten, daß die alten Unsitten nicht wieder einreißen. Mirbt nimmt hier nicht energisch genug Stellung.

---

1) Am wenigsten vielleicht bei den Briten; da ist man eben weiter; siehe die etwas scharfe, aber nicht ungerechte Kritik, die Louis Hamilton in seinem Artikel The German Colonies in 1909 (United Empire, Juni 1910, S. 404—408) an den Deutschen und ihrer Art, Kolonialpolitik zu treiben, übte. Der Protest gegen diesen Artikel in „Deutsche Kolonial-Zeitung" vom 2. Juli 1910 gibt in der Hauptsache jener Kritik recht.

Er sucht die Schuld auf die Schwarzen abzuwälzen, ohne zu bedenken, daß das Fremdgefühl gegenüber den Missionaren bei ihnen eine natürliche Folge der Behandlung durch die Gesamtheit der Weißen ist. Ganz frei ist er auch nicht von Rassendünkel, für dessen Rechtfertigung die göttliche Weltordnung ins Feld geführt wird (S. 193 u. „Die Mission hat den Rassenunterschied als ein Stück göttlicher Weltordnung anzuerkennen"). Das ist doch etwas gar zu bequem. Allerdings schwächt er die unerfreulichen Worte selbst ab, indem er als Pflicht der Mission anerkennt, „auf eine Abschwächung der Folgerungen aus der Überlegenheit der weißen Rasse hinzuwirken". Voll und ganz muß man übereinstimmen, daß die Mission dem Drange zur Nachahmung europäischer Sitten und Gewohnheiten nicht Vorschub leisten dürfe, daß vielmehr die Einwurzelung des Christentums sich auf wahrhaft volkstümlicher Grundlage vollziehen müsse (S. 194). Gegenwärtig haben die Eingeborenen kaum irgendwo ein Nationalitätsbewußtsein. Wenn sich die Farbigen von der Leitung der Weißen unabhängig machen wollen, so ist die treibende Kraft das Gefühl des Rassenunterschiedes. Es ist kaum richtig, wenn M i r b t die Bevölkerungen Japans, Chinas und Indiens mit der Südafrikas zusammenwirft [1]). In Japan und China herrschen durch-

1) Es ist für die missionarische und die staatliche Politik scharf zu scheiden zwischen den Ländern, in denen die Kulturen des Mittelmeergebiets und Vorderasiens gewirkt haben, und den Ländern, die von ihnen nie berührt wurden.

aus nationale Tendenzen, und in Indien wird die Bildung einer starken nationalen Gruppe von den Briten nur mit Mühe verhindert. Der Äthiopismus Südafrikas ist etwas ganz anderes und etwas verhältnismäßig Ungefährliches. Denn es ist mit der Rasse wie mit der Religion: sie ist ein zu weites Band und bildet nicht die Basis eines dauernd starken Bundes. Das ist nur das Völkische. Dessen Ausbildung bringt die schwersten Gefahren für die eigennützige Ausbeutungspolitik mit sich, wie ja auch die Briten in Indien durch die Hebung der nationalen Bildung sich den gefährlichsten Feind herangezogen haben. Die Mission ist, soweit sie sich der Bedeutung ihrer nationalerzieherischen Tätigkeit bewußt ist, ehrlich; da sie selbst international ist, so ist für sie die Züchtung nationalen Empfindens gleichgültig oder nur eine Sache der Berechnung. Die Kolonialregierung kann aber dieses Erziehungswerk der Missionare nicht hindern, da sie ja anerkennen muß, daß die Bevölkerung als Wirtschaftselement um so höher steht, je mehr sie vom nationalen Gedanken beseelt ist; sie ist auch unbekümmert um Gefahren, weil sie entschlossen ist, im Ernstfalle ebenso rücksichtslos vorzugehen gegen die nationale Gesinnung der andern wie im Mutterlande. Wie im einzelnen die Mission das Erziehungswerk in der Weckung des Volkstums betreibt, wie systematisch die „Nationalisierung des Christentums“ betrieben wird, ist sehr lehrreich auf S. 188 ff. zu lesen. Es kommen dabei freilich seltsame Mißgriffe vor; wenn „die Leipziger in Moschi ein von Eingeborenen

gedrucktes Blatt ‚Der Freund der Schwarzen‘ herausgeben“ (S. 189), so ist das vielmehr eine Förderung des Äthiopismus. Für die fränkische Wissenschaft ist diese ganze Tätigkeit nicht ohne Bedeutung. Denn sie beruht, soweit sie ernsthaft ist, auf einem eindringenden Studium der Sprache und des Volkstums der Eingeborenen, und sie fördert wiederum dieses Studium in erfreulicher Wechselwirkung. Die Seiten 187 ff. führen das in vorzüglicher Weise aus mit Angabe der eindringenden Arbeiten tüchtiger Missionare, die uns in Grammatik und Wörterbuch eine Fülle neuen Stoffes erschlossen haben; ebenda werden auch die ausgezeichneten Winke mitgeteilt, die der einsichtigen und verständnisvollen Erforschung der Verhältnisse durch Meinhof verdankt werden.

III. Das wirtschaftliche Leben. Die Tätigkeit der Mission auf diesem Gebiete ist nicht unbeträchtlich, und es ist anzuerkennen, daß sie mit Eifer und Verständnis den wirtschaftlichen Status der Eingeborenen zu heben sucht. Wenn sie sich in dem Gedanken bewegt, daß solche Tätigkeit ein Stück Christentum sei, ein Gedanke, der auch von Mirbt öfters ausgesprochen wird, so befindet sie sich dabei in einer schönen Täuschung. Das Christentum hat damit ebensowenig etwas zu tun, wie mit den Ketzerverbrennungen der Inquisition. So leidet auch die Art, wie Mirbt das Verhältnis der Mission, und allgemeiner der christlichen Kirche, zur Erziehungsarbeit erörtert, an Unklarheiten. Die theoretischen Ausführungen finden sich hauptsächlich S. 103. „In dem

Interesse, eine arbeitsame Bevölkerung heranzubilden, wo eine solche fehlt, trifft der Missionar mit dem Kolonialpolitiker zusammen, wenn auch seine Motive anderer Art sind. Denn er wird nicht durch wirtschaftliche, sondern ethische Gründe darauf hingewiesen. Das Christentum ist nicht eine Religion des Hinträumens, sondern des Handelns; es verlangt, daß der Mensch die ihm verliehenen Kräfte und Gaben anwendet und ausbildet, damit er ein brauchbares und tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft wird; es zeigt ihm, daß er einen Beruf in der Welt hat und in einen Kreis von Pflichten gestellt ist, die zu erfüllen seine Aufgabe ist. Wenn in Europa die Art, wie ein Mensch arbeitet, ein wichtiges Kriterium seiner sittlichen Reife ist, so wird die Stellung des Negers zur Arbeit geradezu als ein Gradmesser für den Erfolg der ihm zugewandten Erziehung anzusehen sein. Wie die Arbeit für ihn hygienisch notwendig ist als Ersatz für die frühere körperliche Ausbildung zum Zweck kriegerischer Tüchtigkeit, so auch für seine charakterliche Entwicklung als Betätigung sittlicher Energie ..... Auch unter dem Gesichtspunkt der sozialen Fürsorge ist der Missionar gezwungen, um die Arbeitsverhältnisse der Bevölkerung, der er dienen will, sich zu kümmern. Alle wirtschaftlichen Notstände greifen stark in seine Arbeit ein und benachteiligen sie, Zeiten der Hungersnot, wie sie Ostafrika erlebt hat, oder die Umgestaltung der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse, wie Südwestafrika sie infolge des Krieges durchmachen muß. Verarmung

und wirtschaftlicher Niedergang eine Stammes ist niemals bloß ein ökonomischer Prozeß, sondern umschließt große Gefahren auch nach anderen Seiten. Christliches Mitgefühl und der Wunsch, unter einer leistungsfähigen und aufstrebenden Bevölkerung zu wirken, treten also hinzu, um das Interesse der Mission dafür wach zu erhalten, daß sie ihre Arbeitskraft nicht brach liegen läßt. Sie ist auch nur dann in der Lage, den christlichen Eingeborenen gegenüber die Forderung durchzusetzen, daß sie in aktiver Mitarbeit zur Erhaltung des Kirchenwesens beitragen, was nicht nur als eine finanzielle Entlastung ihrer Mission zu erstreben ist, sondern aus dem früher angegebenen Grunde ein Stück Erziehung der Eingeborenen bildet."

Diese Ausführungen stehen zum Teil auf recht schwachen Füßen. Es ist zunächst die Charakteristik des Christentums, die hier gegeben ist, zu bestreiten. Von Ausbildung der dem Menschen verliehenen Kräfte und Gaben, von seiner Stellung in einem Kreise von Pflichten, die zu erfüllen seine Aufgabe sei, ist in den ursprünglichen Urkunden des Christentums keine Rede. Es ist ferner historisch nachgewiesen, daß die ersten christlichen Gemeinden in solcher Weise nicht dachten: im Gegenteil, die Beschäftigung mit den Dingen des Diesseits (und gerade auf diese bezieht sich doch der „Beruf in der Welt", die Anwendung der verliehenen Kräfte und Gaben usw.) war den Urchristen durchaus fernliegend: sie erwarteten die Wiederkunft des Herrn und rechneten mit dem

Hereinbrechen des Himmelreichs, in welchem die irdischen Bedürfnisse und damit auch die Tätigkeit zu ihrer Befriedigung ausgelöscht wären. Man muß es durchaus als eine Irreführung bezeichnen, wenn in den meisten Arbeiten der sogenannten Positiven mit „Christentum“ immer so gearbeitet wird, als bezeichne es die ursprüngliche Lehre Christi. Es ist vielmehr fast immer darunter eine kirchliche Lehre zu verstehen, welche sich historisch entwickelt hat, die aber zu ihrem größeren Teile mit der Lehre Christi nichts zu tun hat, sondern ein Gemisch ist von einigen christlichen Grundlehren und einer viel größeren Menge fremder Bestandteile, die aus dem klassischen Altertum, dem Hellenismus, der Gedankenwelt des vorderen Orients, wirtschaftlichen Momenten, völkischen Tendenzen und anderen Momenten herstammen. Es ist also eine derartige Beweisführung, wie sie hier von Mirbt versucht ist, durchaus abzuweisen. Eine andere Irreführung ist es, wenn behauptet wird, daß der Missionar „nicht durch wirtschaftliche, sondern ethische Gründe darauf (auf das Interesse, eine arbeitsame Bevölkerung heranzubilden) hingewiesen“ wird, und wenn dann zur Begründung das Christentum in der oben angeführten Weise ins Feld geführt wird. Es ist durchaus zu bestreiten, daß Christentum und ethische Gründe sich decken. Das was dem Christentum entspricht, sind nicht ethische Gründe, sondern religiöse Gründe. Mirbt wird doch nicht bestreiten wollen, daß auch andere Personen als die, die sich zu dem bekennen, was er „Christentum“ nennt, aus ethi-

schen Gründen handeln können, ferner wird er nicht bestreiten, daß das, was er „Christentum“ nennt, zeitweilig zu unsittlichen Handlungen geführt hat. Denn er betont ausdrücklich, daß im wesentlichen ein Unterschied zwischen dem evangelischen und dem katholischen Christentum nicht bestehe, und das katholische Christentum hat, sofern es nach seiner eigenen Lehre sich mit der römisch-katholischen Kirche deckt, in zahlreichen Fällen zu höchst unsittlicher Handlungsweise geführt (Inquisition u. dgl.). Seltsam ist auch die Anschließung des Momentes der sozialen Fürsorge in den Worten: „Auch unter dem Gesichtspunkte der sozialen Fürsorge ist der Missionar gezwungen, um die Arbeitsverhältnisse der Bevölkerung, der er dienen will, sich zu kümmern“, denn es ist keine Frage, daß die soziale Fürsorge in ganz besonderer Weise einen Teil des Handelns der christlichen Missionare in den vorher für Christentum gegebenen Definitionen bildet. Es ist also nicht verständlich, daß hier diese soziale Fürsorge als ein besonderes Anhängsel angeführt wird. Es soll völlig anerkannt werden, daß die elementaren Pflichten, die den Christen durch das Urchristentum (wir wollen das unbedingt anerkennen) auferlegt sind, längst vor ihm von zahlreichen Gruppen als Pflichten anerkannt wurden, nämlich die liebende Fürsorge für den Nächsten, daß diese Seite des christlichen Denkens und Handelns sich in neuerer Zeit zu der gewaltigen Tätigkeit ausgebildet hat, die wir heute mit „soziale Fürsorge“ bezeichnen, aber es ist festzustellen, daß hier durchaus der Gedanke eines

Zusammenfallens von christlicher Tätigkeit und Fürsorgetätigkeit auszuschließen ist, insofern auch nichtchristliche Individuen und Gruppen in hervorragender Weise Werke der sozialen Fürsorge üben. *Mirbt* will auch auf etwas ganz anderes hinaus. Die soziale Fürsorge führt ihn nämlich zur Besprechung der *wirtschaftlichen* Notstände; sie ist ja auch in den meisten Fällen gar nichts anderes, als die Tätigkeit, durch welche gerade auf dem wirtschaftlichen Gebiete üblen Zuständen abgeholfen wird. Da sind wir also auf dem Wirtschaftsgebiete, welches *Mirbt* durchaus nicht anerkennen wollte („der Missionar wird nicht durch wirtschaftliche, sondern ethische Gründe darauf hingewiesen“).

In der Tat, das *wirtschaftliche* Moment ist es, welches bei dem Problem der Erziehung zur Arbeit die Hauptrolle spielt, und welches auch von den Missionaren, soweit sie neben ihrer religiösen Tätigkeit eine andere treiben zu wollen sich bekennen, in den Vordergrund zu stellen sein wird. Je mehr sie sich mit dem Gedanken durchdringen, daß sie neben Missionar auch Wirtschaftspolitiker im besten Sinne des Wortes sein sollen (sie mögen sagen: „im christlichen Sinne des Wortes“), je mehr sie sich mit diesem Gedanken durchdringen, desto größer und erfolgreicher wird ihre wirtschaftspolitische Tätigkeit sein, und desto nützlicher werden sie auch nach den Richtungen wirken, die daneben noch in Betracht kommen: der völkischen und der staatlichen, ja auch der religiösen. Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß

religiöse Propaganda leichter Eingang findet bei geistig und wirtschaftlich tiefstehenden Völkerschaften. Gerade im Gegenteil: in beiden Beziehungen höher stehende Völker sind durch die religiöse Propaganda, insoweit sie von selbst wirtschaftlich und geistig hochstehenden Männern betrieben wird, leichter zu gewinnen.

Mußte gegen die prinzipiellen Ausführungen *Mirbts* Einspruch erhoben werden, so muß noch einmal mit großem Dank anerkannt werden, was er an Daten über die tatsächlichen Verhältnisse gibt, auch das, was er über die Mittel sagt, die der christlichen Mission für die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit zur Verfügung stehen, und über die Verwendung dieser Mittel. Nur sei bemerkt, daß seltsamerweise der Abschnitt über diese Mittel und ihre Verwendung, der scheinbar Seite 104 beginnt, indem dort ausdrücklich die Aufzählung dieser Mittel versprochen wird, in Wirklichkeit erst S. 110 beginnt, indem in unmotivierter Weise auf dieses Versprechen nicht die Ausführung folgt, sondern ein Bericht über die Entwicklung von *Booker Washington*, sowie die schon erwähnte statistische Aufstellung über die Arbeit der Mission in den verschiedensten Gebieten.

Durchaus zu billigen ist die Einteilung in zwei Stufen der Entwicklung (S. 110 f.): die erste, auf die wir in den Missionen unserer Kolonien zumeist noch stoßen, nämlich „daß die Einführung in Handfertigkeiten und gewerbliche Arbeiten ein Stück der allgemeinen Erziehung der Eingeborenen ist; indem sie

zu der Befriedigung der Bedürfnisse der europäischen Missionare an Wohnung und Unterhalt sowie zur Bestellung des in Kultur genommenen Bodens herangezogen werden, lernen sie mancherlei, und wenn technisch geschulte Missionare vorhanden sind, kann schon auf diesem Wege, wie die Erfahrung beweist, etwas erreicht werden.“ Diese Ausführung ist nicht unwichtig. Sie zeigt in besonderer Weise, wie eng mit der missionierenden Tätigkeit das Wirtschaftsleben der Missionare selbst verknüpft ist. Es soll den Missionaren nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn sie für ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse, für den Bau, die Einrichtung und Erhaltung ihrer Häuser, für die Bestellung des von ihnen in Kultur genommenen Bodens in ausgedehnter Weise eingeborne Kräfte heranziehen. Nur soll und darf nicht geleugnet werden, daß hier ein wirtschaftlicher Prozeß vorliegt, der einen Einfluß auf die Tätigkeit der Missionare übt. Denn die nicht allzu reichlich mit Geldmitteln ausgestatteten Missionare, die doch meist auf ihre eigenen und der nächsten Angehörigen Arbeitskraft angewiesen sind, haben ein Interesse daran, eine größtmögliche Anzahl von Eingebornen für das „Christentum“ zu gewinnen und zugleich sich dadurch Kräfte zu sichern, die für ihr eigenes Wirtschaftsleben von Bedeutung sind, wohlbemerkt auch von Bedeutung sind für das Wirtschaftsleben der so Herangezogenen. Bedeutungsvoll sind auch die Worte: „wenn technisch geschulte Missionare vorhanden sind“: sie führen zu dem Schlusse, daß die Missionare,

die für diese erste Entwicklungsstufe verwandt werden, unter technisch geschulten Leuten zu suchen sind. Wie weit hier der Staat einzugreifen hat, wird weiterhin besprochen werden. Hier sei nur kurz bemerkt, daß die Wahl der Missionare, besonders nach ihrer technischen Ausbildung hin, nicht den Leitungen der Missionen überlassen bleiben darf. Es wird nachgewiesen werden, daß die Staatsverwaltung ein Interesse und auch ein Recht hat, die Missionen streng zu überwachen, und diese Überwachung wird sich in besonderer Weise auf die Wahl „technisch geschulter Missionare“ zu erstrecken haben.

„Die zweite Stufe der Entwicklung wird dadurch charakterisiert, daß die praktische Unterweisung davon abhängig gemacht wird, ob sich geeignete und disponible Lehrkräfte auf einer Station befinden, und ob deren äußere Verhältnisse die Erteilung von Unterricht in praktischen Fertigkeiten ermöglicht. Diese Zufälligkeiten werden ausgeschaltet, und ein regelmäßiger methodischer Unterricht wird herbeigeführt, indem Schulen ins Leben gerufen werden, auf denen die durch die Verhältnisse des betreffenden Landes geforderten praktischen Kenntnisse beigebracht werden. Hierfür stehen die beiden Wege offen, diese Institute entweder in Anlehnung an andere Schulen zu errichten, oder aber sie ganz selbständig zu gestalten und dann etwa den Besuch einer Schule zur Bedingung der Aufnahme zu machen. In dem zweiten Falle ist die Handwerkerschule, zumal wenn sie einen mehrjährigen Kursus umfaßt, als eine Fachschule

anzusehen, von der entsprechende Leistungen erwartet werden können; der in dem letzten Gouvernementsbericht über die Handwerkerschule der Regierung in Lome enthaltene Unterrichtsplan ist geradezu vorbildlich. Als Ziel wird zu gelten haben, daß die Mission in allen Kolonien derartige gehobene Handwerkerschulen begründet, und sie wird gut daran tun, soweit sie es vermag, diesen schwierigen, aber sehr wichtigen und einflußreichen Zweig der Fortbildung der Eingebornen mit besonderem Eifer zu pflegen." Mirbt erkennt damit die Schwierigkeiten an, die der Anlage solcher technischen Schulen in größerem Maßstabe gegenüberstehen. Es wird doch nur selten der Fall sein, daß solche Anstalten sich finanziell selbst tragen. Grundsätzlich ist Mirbt für die Angliederung der technischen Schulen an die gewöhnlichen Schulen, für welche solche Angliederung nur vorteilhaft sein könne, „da sie für die Gefahren der durch sie vermittelten Bildung ein Gegengewicht bildet", — eine etwas seltsame Konstruktion, da bei richtiger Vermittlung der Bildung von Gefahren doch in keiner Weise die Rede sein kann. Es wird nun an die Errichtung von technischen Schulen eine Bemerkung geknüpft, die weiterführt, und zwar in einer Richtung eingestandenermaßen auf den Kapitalismus zu. Es wird nämlich richtig bemerkt: „Es ist ein Widersinn, einem Menschen durch großen Aufwand an Zeit und Kraft ein technisches Können zu übermitteln, wenn nicht die begründete Aussicht besteht, daß es ihm auch möglich sein wird, die erworbenen Fertigkeiten

nutzbringend zu verwerten. Ackerbau- und Handwerkerschulen setzen also voraus, daß den tüchtigen Zöglingen diese Gelegenheit geboten wird. Zurzeit ist sie für den größten Teil der Schutzgebiete freilich noch nicht vorhanden, es darf jedoch infolge der Ausgestaltung des Verkehrswesens schon in wenigen Jahren auf weit günstigere Verhältnisse gerechnet werden. Falls die Missionen die Errichtung von Handwerkerschulen in größerem Maße in die Hand nehmen sollten, werden sie sich der Verpflichtung gegen ihre Schüler nicht entziehen können, ihnen gegebenenfalls selbst Arbeitsgelegenheit zu bieten. Damit würden die Missionen in unseren Kolonien den Weg betreten, den sie aus ähnlichen Erwägungen heraus wie zur Herabminderung des für ihre ganze Tätigkeit notwendigen und stetig wachsenden Aufwandes anderwärts vielfach eingeschlagen haben."

Es ist zuzugeben, daß diese Konstruktion des Zusammenhanges religiöser und wirtschaftlicher Unternehmungen durch den Verfasser außerordentlich geschickt ist. Man sieht förmlich, wie die armen Missionsgesellschaften dadurch, daß sie ihren Küchlein eine Wohltat erweisen, in das profitliche Geschäft geradezu hineingezwungen werden: sie können doch diese armen Menschen, die soviel gelernt haben, nicht ohne die Möglichkeit lassen, das Gelernte zur Anwendung zu bringen, und sie haben doch auch ein Recht, eine Frucht der großen von ihnen aufgewandten Mühe zu sehen, sowohl indem sie eine gedeihliche Arbeit auf dieser Grundlage feststellen

können, als auch indem sie materiell dafür entlohnt werden.

Hat nun tatsächlich eine Entwicklung der Missionsgesellschaften in solcher Richtung stattgefunden? Hat der Gedanke: „die technische Ausbildung von Eingebornen läßt sich in profitlicher Weise für die Missionsgesellschaft verwenden“, bedeutende praktische Wirkungen gehabt? Hören wir den Verfasser selbst (S. 112): „Die evangelische Mission hat zahlreiche *geschäftliche Unternehmungen* ins Leben gerufen, die in engerer oder loserer Verbindung mit ihr stehen und ihren Interessen dienen. (Nach einer Anmerkung ist eingehende Belehrung darüber zu finden in J. S. *Dennis*, *Christian Missions and social progress* Bd. III und W. *Schott*, *die industrielle Erziehungstätigkeit der Missionen*, Allg. Miss. Z. 34 [1907], 349 ff.). Über die industriellen und kommerziellen Unternehmungen der katholischen Mission liegt keine zusammenfassende Arbeit vor; ich möchte aber hier aufmerksam machen, daß diejenige geistliche Gesellschaft der römischen Kirche, welche in hervorragender Weise Missionstätigkeit übt, der Jesuitenorden, in ganz besonderer Weise das Wirtschaftsmoment ausgebildet hat: er verfügt über ein kolossales Vermögen und seine orientalischen Provinzen sind reich ausgestattet. Im besonderen ist zu erwähnen, daß die jesuitischen Missionsanstalten zum großen Teil selbst glänzende Geschäfte machen und sich dadurch erhalten; man denke nur an die Drucke-

rei und den Buchvertrieb durch die Jesuitenmission in Beirut und die großen Einnahmen durch das Internat ihrer Schule; in diesem Zusammenhange werde auch hingewiesen auf die Bedeutung des Völkischen, wofür diese Jesuiten ein typisches Beispiel sind, indem sie die französischen Interessen vertreten und dafür von der Regierung der Republik eine beträchtliche Unterstützung beziehen (vgl. die glänzende Charakteristik des Jesuitenordens, die Harnack in seinem Büchlein: „Das Mönchtum" am Ende gegeben hat). Unter den deutschen Gesellschaften ist es die Baseler, die in ihrer seit 1859 bestehenden Missionshandlungsgesellschaft eine Organisation besitzt, die in Indien an 2500 Eingeborne beschäftigt, und die Brüdergemeinde, die die von altersher durch die Entwicklung ihres Missionswerkes ihr aufgedrungenen Handelsgeschäfte fortführt. Ähnliche Einrichtungen treffen wir mehrfach in England und Amerika, dem Lande des entwickelten Geschäftsgeistes. So ist z. B. zur Unterstützung der „Kirchlichen Missionsgesellschaft in Uganda" die Uganda Company, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, errichtet worden; mehrere Industrial Missions sind in Zentralafrika tätig, und wo immer das Bedürfnis sich herausgestellt hat, Eingeborne zur Arbeit zu erziehen oder mit einem neuen Berufszweige bekannt zu machen oder vorhandene rentabler zu gestalten, hat die Mission sich ihrer Aufgabe nicht entzogen. Besonders ist es die Londoner Missionsgesellschaft, die in Madagaskar, Neu-Guinea und vor allem auf den Inseln

der Südsee zahlreiche Gewerbe und Fertigkeiten einführte, und auch an der Umwandlung der Indianer Kanadas zu arbeitsamen und für den Staat brauchbaren Untertanen hat die Mission einen starken Anteil gehabt. Es wird dabei auf die guten Wirkungen solcher Veranstaltungen eingegangen: die Eingebornen sind durch das Christentum zur Arbeit gelangt und dem Proletariat entgangen. Auch vom Standpunkt der Allgemeinheit aus beurteilt, stellt diese Organisation einen Fortschritt für das Land dar, und die Belohnung der Mission für ihre Mühe erreichte eine stattliche Höhe. Freilich die wirtschaftliche Tätigkeit der Mission wird immer nur gering sein im Verhältnis zu jener großzügigen Wirtschaftspolitik, die Land und Leute der Kolonien in den Weltbetrieb einbeziehen will, geleitet zunächst einzig von dem Gedanken, bedeutende wirtschaftliche Werte zu schaffen. Zu solcher Wirtschaftspolitik ist Kapital erforderlich, wie es nur größere Privatvereinigungen oder Staatskraft beschaffen können. Es ist oft darüber geklagt worden, daß das Privatkapital nicht das genügende Verständnis dafür habe, wie eine Hebung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Eingebornen ihm selbst nützlich wird, daß es nicht selten mit seiner wüsten Ausbeutung der schwarzen Massen geradezu einen Raubbau treibe. Mit Recht wird es Dernburg als ein besonderes Verdienst angerechnet, den Wert der schwarzen Menschen als Betriebskapital klargestellt zu haben [1]).

1) Siehe die Dernburg-Nummer der Kol.-R., z. B. Meinhof, Dernburg und die Mission S. 413f. Eine Paral-

Nun hat aber das Großkapital gefährliche Tendenzen, die durch andere Momente auszugleichen sind: einmal die vollkommene Verwischung des Völkischen, sodann die Begrabung aller geistigen und moralischen Werte unter den ökonomischen Interessen [4]). Zur Hemmung einer die nationalen Werte auslöschenden Internationalisierung und geistiger und moralischer Verödung ist die staatliche Kolonialpolitik berufen. Hat sie die finanzielle Gebahrung durchaus dem Privatkapital zu überlassen und sich der direkten Verwendung von Staatsgeldern für wirtschaftliche Anlagen aufs Strengste zu enthalten, so hat sie darüber zu wachen, daß die im Interesse der Gesamtheit unter Kolonialverwaltung genommenen Gebiete vor einem gewissenlosen Ausbeutertum geschützt werden, daß die Eingebornen als das profitreichste Betriebskapital nicht zugrunde gerichtet werden, daß die wirtschaftliche Ertragsfähigkeit aller Elemente gehoben wird [1]). Hier ist ein Gebiet, wo

---

lele zu der bornierten Augenblicksprofitsucht zeigt die Klage der Banque Ottomane über das Ende des Abdulhamid-Terrors, bei dem sie glänzende Geschäfte gemacht hatte (nie unter 10—12%). Eine Erläuterung ist überflüssig.

1) Die Konflikte, die durch rationelle Züchtung der Eingebornen und ihre Entwicklung zu Konkurrenten entstehen, sind unleugbar zu fürchten. Das ist aber eben der Gang der Weltgeschichte, der nicht aufzuhalten ist. Kein Brite wird die seit 1750 geübte Herrschaft über Britisch-Indien verurteilen, weil heute die Gefahr vorhanden ist, daß Indien dem Mutterlande verloren gehe. Die Russen machen ein tausendmal besseres Geschäft, wenn sie die vielen Millionen

die Mission besonders berufen ist zu wirken: es ist die indirekte Arbeit, die Anleitung zur wirtschaftlichen Tätigkeit, bei welcher mehr auf die Hebung des ganzen Menschen, auf Gewöhnung an Ordnung und Sauberkeit hingearbeitet wird, als auf Erzielung eines Gewinnes. Es ist die Zeit abzusehen, wo jene Bemühungen der Missionsgesellschaften, wie sie oben geschildert wurden, nämlich im Eigenbetrieb ein Profitchen bei der Erziehung der Eingebornen herauszuschlagen, aufgegeben werden, und wo dieser geringe Gewinn vom privaten Großkapital gleichsam abgelöst wird durch eine weit reichlichere materielle Unterstützung [1]. Wie weit die Mission auch vom Staate

---

von Muslimen des Landes sich frei entwickeln lassen und sich dadurch der Gefahr von Selbständigkeitsbestrebungen und von wirtschaftlicher Übermacht aussetzen, als wenn sie sie systematisch zu erdrücken suchen und die wirtschaftliche Betätigung dieses intelligenten und fleißigen Bevölkerungselementes künstlich daniederhalten [5].

1) Das scheint mir ein fruchtbarer Gedanke. Das Privatkapital kann mit Leichtigkeit etwas für die Mission tun. Es kann freilich verlangen, daß die Mission ihm nicht entgegen wirkt, soweit es nicht contra bonos mores verstößt. Es wird da vielleicht zu Konflikten kommen. Aber die Mission wird durch Konzessionen mehr nützen als schaden. Sie darf an finanziellen Unternehmungen nicht direkt teilnehmen. Wohin die Verquickung von Religion und Geschäft führt, erlebte und erlebt man immer wieder an dem Zusammenbruche frommer Banken (Adele Spitzeder, Schwester Candida u. v. a.). Es ist auch gar nicht anders möglich. Die Kirche wurde, als sie sich am Anfang des vierten Jahrhunderts zu einer staatlichen Macht entwickelte, zugleich eine wirtschaftliche

eine materielle Unterstützung erhalten soll, bleibe dahingestellt. Diese Frage zu entscheiden ist Sache der in der Volksvertretung organisierten öffentlichen Meinung. Es sei hier nur ein Wort gesagt über die wirtschaftliche Bedeutung der andern kirchlichen Expansion, von der ausführlicher bei dem Vorstellungsleben zu reden sein wird: der islamischen. Sie ist äußerst gering und zeigt meist die übelsten Begleiterscheinungen. Wo eine Befruchtung des Wirtschaftslebens durch den Islam stattgefunden hat, wie in Westafrika, ist das stets nur in bescheidenem Maße gewesen. Nie hat der Islam es auch nur zu Erfolgen gebracht, wie die kleinkapitalistisch arbeitenden Missionen sie erzielt haben, denn ihm fehlt jede Organisation [1]). Es ist wie überall im Islam: der Gedanke

---

Macht, und sie hielt sich nur durch die Kombination von wirtschaftlicher und geistlicher Organisation, bei welcher das wirtschaftliche Moment bei weitem die Übermacht hat. Den Rekord erreichte der Jesuitenorden mit seiner bewundernswerten Gründung des Staates in Südamerika, dessen Gebiet ungefähr mit dem heutigen Paraguay sich deckt. Freilich, dieses weltlich-geistliche Spekulationsprodukt zerfiel, sobald es mit einer starken nationalen Macht in Berührung kam, denn das Portugal, das ihm um 1750 ein Ende machte, war ein nationalstarker Staat, der auch zu Hause mit den Herrschaftsgelüsten der Kirche fertig wurde.

1) Man liest immer wieder, der Islam sei dadurch im Vorteil, daß jeder Muslim ein Missionar sei. Das ist im gewissen Sinne richtig: die blinde Anhänglichkeit des Muslims an die dem Kinde aufgezwungene Religion ist im allgemeinen größer als bei den Christen, und der Gedanke verdienstlicher Proselytenmacherei ist weit verbreitet;

des Kollektivismus, von dem Mohammed im Gegensatze zum anarchischen Individualismus der Beduinen und Halbbeduinen beseelt war, hat sich nicht durchsetzen können, und der Anarchismus beherrscht durchaus die islamische Gesellschaft vom Höchsten bis zum Eseljungen. Es ist ohne einen vollkommenen Wandel der islamischen Gesellschaft an eine organisierte Propaganda für den Islam trotz alles Panislamismus-Geredes nicht zu denken, am allerwenigsten aber an eine *wirtschaftlich* wirkende Organisation. Dagegen drängt ein anderer Gedanke sich auf: ist der Islam kapitalistisch machtlos, und findet er sich einem starken fränkischen Kapitalismus gegenüber, so kann sehr leicht bei geschicktem Operieren ein Zustand herbeigeführt werden, bei dem beiden Teilen geholfen wird: der Islam wird in den Dienst des fränkischen Kapitals gebracht [1]). Er wird dabei wirtschaftlich er-

---

selbst halbwegs gebildete Efendis von Stambul glauben bei Europäern Bekehrungsversuche machen zu müssen, und mir selbst wurde, als ich als junger Mann in den Bibliotheken arbeitete, von würdigen Hodschas gelegentlich nahe gelegt, doch die wahre Religion anzunehmen.

1) Daran wird die Bewegung nichts ändern, die nach Le Chatelier den Islam ergriffen hat, und die er zuerst in „*La Position Economique de l'Islam*" (in Revue Economique Internationale, Juli 1910) und weiter ausgeführt in „*Politique Musulmane*" (September-Heft der Revue du Monde Musulman) geschildert hat. Eine Wiedergabe der Auffassung Le Chateliers nach der ersten Äußerung mit kritischer Behandlung einiger Punkte gab ich in „Islam *und* Reform" (Beiträge zur Kenntnis des Orients VIII (1910), 107—128).

starken, er wird aber, kapitalistisch „vergiftet“ (vom religiösen Standpunkte aus), nicht mehr imstande sein zu einer dauernden politischen Erhebung und wird auch seine religiöse Expansionskraft einbüßen [1]).

IV. Das Vorstellungsleben. Hier ist das eigenste Feld der Mission, die ja von rein religiösen Gedanken geleitet zu sein behauptet. Diese Gedanken in die „Heiden“ zu pflanzen, betrachtet sie als ihre Hauptaufgabe. Sofern die „Missionen“ als Vertreter der „christlichen“ Welt auftreten, hat diese Welt ein Recht, sich mit dieser ihrer Tätigkeit zu befassen. Aber auch die nichtchristliche weiße Welt hat ein Recht dazu, weil die Missionare als ihre Vertreter sich gebärden und weil sie es in den Augen der Schwarzen sind. Vor allem haben die Regierungen das Recht, sie zu überwachen, da sie die Gestaltung der staatlichen Entwicklung beeinflussen, auch von der Regierung Unterstützung, moralische und reelle, erhalten. Weder Gesellschaft noch Staat haben ein Interesse daran, daß den Schwarzen an Stelle der religiösen Vorstellungen, von denen sie beherrscht sind, andere gebracht werden, aber sie haben auch kein Interesse, die zu hindern, die in dem Wirken unter den Eingebornen ihre Lebensaufgabe sehen. Sie fragen einzig: unter welchen Nebenerscheinungen wird jene Tätigkeit geübt? welche

---

1) Den Gedanken, daß die Anschließung der Islamwelt an die fränkische Kultur wenigstens für Vorderasien und Nordafrika eine Zersetzung des Islam herbeiführen werde, habe ich mehrfach ausgesprochen, auch in älteren Schriften.

Folgen hat sie für uns? So fragen sie bei jeder fremden Einflußnahme auf das Vorstellungsleben der Eingebornen; so fragen sie auch, wenn der Islam das Gleiche tut wie die Missionen und die Eingebornen zu sich hinüberzuziehen sucht. Es soll hier die Islamfrage nur kurz berührt werden. Das Wesentliche ist: Der Islam beschränkt sich auf die Unterweisung in der L e h r e und bringt keinerlei Momente des Kulturlebens mit sich, wie Reinlichkeit [1]), Körperpflege, geistige Schulung, wirtschaftliche Entwicklung. Das kann er auch gar nicht, denn die islamischen Völker, aus denen die Missionare kommen, sind selbst noch in einem niedrigen Stande und bedürfen der Erziehung. Wie sollen sie dann die Eingebornen erziehen? Die Lehre des Islam hat aber Nebenerscheinungen: unter ihnen ist eine einzige mit Beifall zu erwähnen: das Verbot der berauschenden Getränke, die den Eingebornen leicht verderblich werden, und mit denen Millionen von Schwarzen physisch und moralisch ruiniert zu haben ein ewiges Schandmal der „christlichen" Frankenwelt bleiben wird. Hier liegt aber kein Vorzug gegenüber der christlichen M i s s i o n vor: denn auch diese verurteilt den Mißbauch der geistigen Getränke aufs Schärfste, und wo sie nicht genügend durch Beispiel, Lehre und Zucht dagegen

---

[1]) Es ist kaum nötig zu sagen, daß die rituellen „Waschungen" alles andere sind als wirkliche Reinigungen; vielmehr sind sie nicht selten die Verbreiter der übelsten Krankheitserreger.

wirkt, muß sie dazu von der Gesellschaft und der Regierung angehalten werden. Daneben aber gibt der Islam nach drei Seiten die übelste Anregung:

1. Er kommt durch seine äußerst laxe Moral in geschlechtlichen Dingen der groben Sinnlichkeit der Eingebornen entgegen, statt diese einzuschränken; diese Wirtschaft ist in jeder Weise schädlich; das Nötige darüber ist schon oben gesagt.

2. Predigt der Islam Feindschaft und Haß gegen alle Andersgläubigen; es ist dem Muslim unerträglich, unter einer fremden Herrschaft zu leben, und es ist Pflicht aller Muslime, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, bis sie ihnen einen Tribut in Niedrigkeit entrichten. Das ist eine schwere Gefahr [6]).

3. Zwingt der Islam seine Bekenner zur Erlernung einer fremden Sprache und Schrift aus religiösem Interesse, der Sprache und Schrift des Korans, die für die kulturelle Entwicklung der Lernenden ein Hindernis bildet: jedes Atom von Kraft und Zeit, das auf arabische Worte und Buchstaben verwandt wird, ist verloren und bedeutet zugleich einen Verlust für die Aneignung anderer Dinge, deren Kenntnis in die große Kulturgemeinde einreiht und zur Mitarbeit an dem großen Kulturwerke befähigt.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung steht die, die C. H. *Becker* vertritt in seinen beiden Arbeiten „*Ist der Islam eine Gefahr für unsere Kolonien?*“ (Koloniale Rundschau 1909, S. 266 bis 293) und „*Der Islam und die Kolonisierung Afrikas*“ (Internationale Wochenschrift vom 19. Fe-

bruar 1910, Sp. 227—252)[1]). Es ist freilich zunächst eine Feststellung zu machen, die für die Behandlung der ganzen Frage wichtig ist: „Was ist Islam? Was ist Christentum? Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß darauf eine einheitliche Antwort nicht zu geben ist, so müssen wir zugeben, daß das Problem von Becker und auch von Mirbt falsch gestellt ist. Es ist bei beiden immer von Islam und von Christen-

1) Die Verhandlungen des Berliner Kolonialkongresses liegen noch nicht in offizieller Ausgabe vor, aber C. H. Becker, der einzige sachkundige Nichtmissionar, der in der Diskussion der 4. Sektion am 6. Oktober sich ausführlich geäußert hat („Staat und Mission in der Islamfrage“), hat einen kurzen Bericht über diese Diskussion in „Der Islam“ I 390 f. gegeben. Ich freue mich, feststellen zu können, daß unsere Ansichten nicht so sehr auseinandergehen, wie ich nach seinen Auslassungen in der Internationalen Wochenschrift angenommen hatte. Ich habe aber das im Text Gesagte stehen lassen, weil ich die Gegenüberstellung für nützlich halte. Im einzelnen: „Verschiedenheit der Religion als Ausfluß der Verschiedenheit der Rassen“; es versteht sich, daß die Anschauung von der Verblendung der Schwarzen, ihre Irreleitung durch falsche Propheten und all dergleichen, was aus der orthodoxen Rüstkammer stammt, für eine ernsthafte Behandlung der Frage wertlos ist, höchstens ist das halb mitleidige, halb wütende Gerede von den Ketzer- und Heidenirrtümern als historisches Denkmal zu beachten, wie immer noch von „berufenen Kulturträgern“ die sichersten Errungenschaften der Ethnologie und Soziologie verachtet werden, und als eine Mahnung, welche Vorsicht mit diesen Elementen geboten ist. Aber ich möchte Beckers Fassung in der oben angezeigten Richtung erweitert sehen: die Rasse ist nur eines der Momente des

tum die Rede als von bestimmten faßbaren Größen. Das sind sie nicht. Es gibt viele verschiedene Sorten Christentum, und es gibt viele Spielarten des Islams.

Zu einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Wie sollen sich die Kulturvölker und ihre Regierungen zu den christlichen Missionen und zu der Islamgefahr stellen? ist nur durch historische Untersuchung der Vergangenheit zu gelangen [7].

---

gesellschaftlichen Lebens, die die Religion bilden; zum mindesten ebensoviel Bedeutung haben die wirtschaftlichen Zustände für die Bildung religiöser Vorstellungen. Völlig einverstanden erkläre ich mich natürlich mit der Resolution V des Kolonialkongresses: „Da von der Ausbreitung des Islam der Entwicklung unserer Kolonien ernste Gefahr droht, rät der Kolonialkongreß zu sorgsamer Beachtung und gründlichem Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, daß alle an der Erschließung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Förderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiet des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt auch in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen.“ Sie stimmt vollkommen mit der Stellungnahme überein, die ich vertrete, und die im wesentlichen ja auch die Mirbts ist. Da Becker in seinem Berichte von der „Islamischen Oberschicht“ nichts erwähnt, so nehme ich an, daß er diesen Gedanken fallen gelassen hat. Er kann in der Tat nicht als glücklich bezeichnet werden.

Der gegenwärtige Zustand der christlichen und der islamischen Länder in Staat und Gesellschaft ist nicht, wie meist angenommen wird, und wie auch Mirbt annimmt, ein Ergebnis des *religiösen* Lebens, sondern das Ergebnis unendlich komplexer Verhältnisse, die nur zum Teil durch die Religion bestimmt sind. Der Anteil, den die Religion an der Entwicklung hat, war keineswegs immer ein erfreulicher, fördernder. So wird z. B. auch von *Becker* (I W Sp. 247) die Bemerkung gemacht, „daß auch der Fortschritt unserer Zivilisation erst durch ihre *Entkirchlichung* möglich geworden ist“ [8]). Vollkommen richtig fügt Becker hinzu, was ich schon vor Jahren ausgesprochen habe: „Diesen Weg wird auch der Islam beschreiten müssen, wenn er nicht zugrunde gehen will.“ Wenn die sogenannten christlichen Länder heute in der Kultur den islamischen Ländern überlegen sind, so wird das keineswegs der christlichen Religion verdankt, denn, abgesehen von der völligen Unbrauchbarkeit des Begriffs „christliche Religion“ für die wissenschaftliche Untersuchung, genügt schon der von allen Christen theoretisch anerkannte Spruch des Religionsstifters „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, um die grundsätzliche Unabhängigkeit aller Dinge dieser Welt von der christlichen Lehre im Sinne des Stifters zu beweisen. Tatsächlich hat nicht die christliche Religion, sondern die christliche *Kirche* zahlreiche Einbrüche in alle Gesellungen verübt, und ebenso hat es die islamische Kirche getan, freilich mit viel mehr Recht und Konsequenz,

denn sie betrachtet das ganze Leben des Gläubigen als ihr Gebiet. Hier ist auch der Punkt, von dem auszugehen ist bei Beantwortung jener Fragen.

Die Gesellschaften und die Regierungen der christlichen Länder halten allerdings äußerlich noch an der Zugehörigkeit zur christlichen Kirche fest. Aber das innere Band, das sie mit ihr verknüpft, ist recht schwach. Es halten namentlich zwei Momente ein wirksames Gegengewicht: 1. das wirtschaftliche Interesse, 2. das nichtreligiöse geistige Leben in Wissenschaft und Kunst. Sie verhindern ein Überwuchern des religiösen Moments.

Hier knüpft die Stellungnahme zu Mission und zu Islam an. Wir haben zu fragen: Welche Dienste leisten Mission und Islam unsern geschäftlichen Interessen? und: Wie stellen sie sich zu dem nichtreligiösen geistigen Leben, dessen uns eigenartige Ausgestaltung wir niemandem aufdrängen wollen noch dürfen, dessen Pflege wir aber grundsätzlich als die einzige Quelle wirklichen Lebens ansehen, auch des religiösen („wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion"). Mit anderen Worten: Christentum und Islam beurteilen wir danach, wie weit sie sich in den Dienst dessen stellen, was wir unter „europäische Kultur" verstehen [1]). Daraus geht schon hervor, was von dem

1) Es gibt eine europäische Kultur trotz ihres wütenden Leugners „Dr. Mehemed Emin Effendi" (Lindstätter-München), der in seinem, manches Richtige enthaltenden „Kultur und Humanität" uns vor uns selbst vergraulen möchte. Der das Buch beherrschende Gedanke, „Kultur bringt kein

Gedanken Beckers zu halten ist, es seien „christliche Inseln“ zu schaffen (IW 247). Nicht christliche Inseln sind zu schaffen, sondern ein hinsichtlich des geistigen Lebens möglichst einheitliches Gesamtgebiet, berufen, sich der fränkischen Kulturwelt immer mehr einzugliedern [9]). Dazu müssen natürlich Fremdkörper ausgeschieden werden, vor allem solche, die eine tüchtige geistige Entwicklung durch Überwuchernlassen des sogenannten „religiösen Gedankens“ (in Wirklichkeit fast immer nur fanatische Anhängerschaft an eine bestimmte kirchliche Gruppe) gefährden. Die Mission hat, freilich erst in neuerer Zeit und noch nicht allgemein, eine entschiedene Richtung auf die geistige Erziehung genommen, während sie früher fast ausschließlich die geistliche pflegte, und es ist streng darauf zu achten, daß dieser Zweig ihrer Betätigung

---

Glück“, sollte doch nicht von einem Manne, der ernsthaft genommen werden will, als Beweismittel verwandt werden; denn wir wissen doch zur Genüge, daß die kulturlosen Völker physisch und moralisch unter viel schlimmeren Gebresten leiden als die Kulturvölker. Sodann aber braucht man nicht 164 Seiten zu schreiben, um die Binsenwahrheit zu beweisen, daß auch bei den Kulturvölkern das gesellschaftliche und staatliche Leben ein steter heißer, meist brutaler Kampf ist; der Unterschied ist nur, daß je höher die Kultur ist, desto mehr die Formen dieses Kampfes sich mildern, daß namentlich eine außerordentliche Sorgfalt verwandt wird, die Wunden, die nun einmal von Zeit zu Zeit geschlagen werden müssen, so schnell und so glücklich wie möglich zur Heilung zu bringen, während der Wilde den verwundeten Feind noch martert.

nicht vernachlässigt wird. Ihre Tätigkeit für die geistige und sittliche Hebung gliedert sich gemäß der Auffassung der Vorstellungsgruppe, aus der sie hervorgeht, nach Kirche und Schule. Die kirchliche Wirksamkeit behandelt *Mirbt* S. 81 ff., die Schulwirksamkeit S. 122 ff. Gesellschaft und Staat haben ein Interesse daran, beide zu überwachen. Für die Schule versteht sich das von selbst, oder wird doch allgemein von den Einsichtigen zugegeben als ebenso geltend wie für die Kulturländer selbst. Die Kirche glaubt man immer noch dem Staate entziehen zu können, und hat man sich zu Hause gegen allerhand Intrigen zu wehren, die seine Aufsicht lahm legen sollen, so wird man draußen noch sorgsamer aufpassen müssen. Die Kirche hat allezeit die Tendenz, auf Kosten der andern Gesellungen sich Vorrechte zu verschaffen. Die kirchliche Unterweisung darf keine Intoleranz zeitigen, namentlich keinen Kampf zwischen den beiden „christlichen“ Konfessionen. Man möchte rufen: „spotten ihrer selbst und wissen nicht wie“, wenn man sieht, welche Kämpfe sie um die Seelen der Schwarzen vor diesen selbst führen. *Mirbt* nimmt natürlich Stellung in der schwierigen Frage: sind die Missionen beider Kirchen zugleich auf einem Gebiete zuzulassen? oder sind sie räumlich zu trennen? (S. 76 ff.) Er verzichtet auf eine prinzipielle Lösung. „Es kommen nur zeitlich begrenzte Abmachungen über einzelne Bezirke in Betracht. . . . . Die Kolonialregierung ist nicht in der Lage, von sich aus den Missionen Arbeitsgebiete zuzuweisen oder über deren Abgrenzung Entschei-

dungen zu treffen.“ (S. 80.) Dem ist zuzustimmen [10]). Der Staat hat grundsätzlich der Missionstätigkeit beider Kirchen volle Freiheit zu gewähren. Aber er hat auch auf das Strengste gegen jedes ungehörige Verhalten einzuschreiten, er hat immer von neuem einzuschärfen: ihr müßt euch vertragen! und rücksichtslos die Elemente herauszutun, die sich nicht fügen wollen; er darf auch keinen Zweifel daran lassen, daß durch Intrigen und Erschleichungen Vorteile nicht zu gewinnen sind. Das beste Mittel zur Zurückdrängung kirchlicher Anmaßlichkeiten ist das, das in Frankreich mit Erfolg ergriffen worden ist: die Schaffung von Laienmissionen. Natürlich wird sich sofort, besonders aus römischen Kreisen, ein großes Geschrei dagegen erheben. Es gibt in Deutschland eine große Menge der tüchtigsten Kräfte, die sich in dem Dogmenzwang der bestehenden religiösen Gruppen nicht knechten lassen wollen, die gut geschult sind und die in den Kolonien Vorzügliches leisten könnten. Hier wäre Verwendung für sie.

Wie steht es nun mit der Tätigkeit des Islam für die geistige Erziehung? Er versagt hier vollständig. Was er von fruchtbaren geistigen Momenten in das Leben der Schwarzen bringt, ist Null. Es wurde schon gesagt, daß die Momente, die arabischen Kreisen von Nutzen werden können, das Studium des Korans und seiner Sprache und die Erlernung der Schrift, hier geradezu verhängnisvoll wirken. Das Wirtschaftliche ist bereits oben ausführlich behandelt. So ergibt sich als Gesamtantwort auf die Frage nach der Stellung-

nahme zu Mission und Islam: die Mission ist unter der Bedingung zuzulassen, daß sie die wirtschaftliche und die geistige Ausbildung der Schwarzen nach Kräften fördert, und es ist ihr eine den Leistungen entsprechende Unterstützung dafür zu gewähren. Der Islam ist mit allen Mitteln fernzuhalten. Wo er sich bereits festgesetzt hat, ist er in ähnlicher Weise zu behandeln wie die Mission: es ist zu prüfen, was er nach den genannten Richtungen hin leistet. Der Maßstab ist da anzulegen an die Personen, die an der Spitze der islamischen Gemeinwesen stehen, sei es als Lehrer, sei es als weltliche Leiter und Richter, Funktionen, die im Islam theoretisch immer, tatsächlich häufig zusammenfallen. Sofern sie Lehrer sind, empfiehlt es sich, möglichst Gewaltmaßregeln zu vermeiden, es ist vielmehr mit dem Mittel zu arbeiten, das ich schon oft empfohlen habe, das auch die Franzosen mit Erfolg anwenden, und das sich auf keinen geringeren als den Propheten berufen kann: das ta'līf alqulūb „die Sänftigung der ‚Herzen'" d. h. die Zähmung durch materielle Vorteile, auf gut deutsch: Bestechung. Das Verhalten aber gegen die, die Demagogen sind, und gegen die Gesamtmasse ist von Fall zu Fall nach politischen Gesichtspunkten zu ordnen, d. h. als ein die Möglichkeit genau erwägendes und bis an die Grenzen des Möglichen reichendes Vorgehen. Hier sind wir bei dem Eingreifen der Staatsgewalt.

V. Das staatliche Leben. Das Wesentliche der Stellung des Islam ist bereits gestreift. Es

ist aber hier noch ein besonderes Wort zu sagen über die Ansprüche des Islam innerhalb der staatlichen Gesellung. Islamischen Gemeinwesen und Individuen ist die Abhängigkeit von einer nichtislamischen Regierung unerträglich, und diese Gesinnung verdichtete sich zu dem Spruche: „lieber die Ungerechtigkeit eines islamischen Herrn als die Gerechtigkeit eines ungläubigen“. Wer an dem festen Entschlusse zur Empörung bei den muslimischen Gruppen unter fremder Herrschaft, sei sie auch milde geübt, zweifelt, der sei erinnert an die lange Reihe von Aufständen, deren letzter nicht unbedeutender der der beiden Sultane von Wadai im Dezember 1910 ist. Es bedarf keiner besonderen Hetzerei, um da, wo der Islam einmal eingeführt ist, und auch nur die Hauptlehren des Katechismus bekannt sind, einen Aufstand hervorzurufen. Es bedarf nur eines geschickten und mutigen Demagogen und Organisators, und es hat im Islam nie an solchen gefehlt, nur daß ihre Tätigkeit immer noch sehr bald durch andere Momente lahmgelegt wurde. Woher kommen die Organisatoren? woher empfangen sie ihre Direktive? Es handelt sich fast immer um lokale Gernegroße, die in ihrer Eitelkeit durch die Fremden verletzt sind, sich von der Herrschaft in ihrem kleinen Sultanat nicht trennen möchten oder auch einem göttlichen Rufe folgen zu müssen glauben. Man hat früher einen Teil dieser Hetzer mit der leitenden Stelle in Konstantinopel in Verbindung gebracht. Nicht ohne Berechtigung, denn bei Abdulhamid war es ja fixe Idee, überall als Leiter des Islam anerkannt zu sein,

und er opferte nicht unbeträchtliche Summen für Reklame und Propaganda. Da hatten seine Emissäre zuweilen den Erfolg einer allzu starken Wirkung. Die heutigen Machthaber in Stambul sind zu klug, um Putsche anzuregen, deren Erfolglosigkeit sie bei einiger Kenntnis voraussehen müssen. Aber es ist sicher, daß es in Konstantinopel ein gefährliches Nest, vielleicht auch mehrere Nester, von Islamfanatikern gibt, die über die ganze islamische Welt ihre Verbindungen haben und die Drähte ziehen. Die leitenden Männer wissen davon, sie können aber nicht entgegen arbeiten, wollen sie nicht einen Teil ihres Einflusses verlieren [1]).

Es liegt unzweifelhaft in dem Wesen des Islam als ecclesia militans eine politische Gefahr. Sie ist nicht bedeutend, wenn die herrschende Macht stark genug ist und die Augen offen hält. Es wird unablässig gearbeitet, es werden Waffen herbeigschafft, es werden Hetzreden gehalten. Der Erfolg ist für die Verblendeten immer nur ein großer Verlust an Geld und Blut. Aber auch für die kolonialen Regierungen sind solche Zwischenfälle unerwünscht, die sie nicht

1) Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß der Putsch von Wadai etwa zehn Tage, bevor die Nachricht in Paris eintraf, aus Stambul gemeldet wurde. Das ist kein Zufall. Man darf konstruieren, daß der tückische Überfall für einen früheren Tag geplant war, und daß er durch einen Zufall verschoben wurde, oder auch, daß er an dem festgesetzten Tage ausgeführt wurde, und daß man in der sicheren Annahme des Gelingens den Plan ausplauderte ohne abzuwarten.

selten ihrer besten Beamten und Soldaten berauben. Es ist durchaus nötig, streng vorzugehen im eigensten Interesse der Muslime. Es ist namentlich der Waffenhandel unter strenge Aufsicht zu stellen. Daneben müssen einhergehen geschickte Verwendung wirtschaftlicher Momente und die Anhaltung der Schwarzen zur Arbeit in dem Grade, daß die Gedanken nutzloser Putsche ihnen vergehen. Wie ich schon des öfteren ausgesprochen, ist von der Kettung der Schwarzen an wirtschaftliche Interessen eine Art Zersetzung des Islam zu erwarten. Namentlich müssen die Massen zu Beschäftigungen, bei denen sie einen schnellen Gewinn sehen, herangezogen werden. Von großer Bedeutung ist es, daß verständige Muslime, die einen weiteren Blick haben, für eine Entwicklung in diesem Sinne gewonnen werden, wo sie auch immer leben. Denn die Wirkung eines guten, freilich auch eines schlechten Wortes durch die ganze Islamwelt hin, ohne Draht und ohne Post, ist außerordentlich. Man weiß, wie schnell Nachrichten, die den Islam betreffen, sich verbreiten.

Es versteht sich, daß ebenso wie die islamische Kirche die christliche Negerkirche zu behandeln ist. Ihre Tendenz, sich zu einem politischen Gemeinwesen zu entwickeln, ist unleugbar vorhanden. Der Äthiopismus arbeitet mit beiden Verbänden, dem negerislamischen und dem negerchristlichen [11]). Diese Bewegung erscheint mir deshalb besonders gefährlich, weil sie den religiösen Gedanken mit dem Rassegedanken verbindet. Hier zeigt sich in besonderem

Maße die Notwendigkeit, den religiösen Gedanken nicht überwuchern zu lassen.

Auch Mirbt hat den Fragen des staatlichen Lebens seine Aufmerksamkeit gewidmet. Die Seiten, auf denen er die „Grundlinien und Ziele" der deutschen Kolonialpolitik (S. 220—239) behandelt, sind ganz vortrefflich: sie sind durchweht von dem Geiste mannhafter Selbständigkeit und wahrhaft humaner Gesinnung. Es gehört heute einiger Mut dazu, die vielgeschmähte Aufklärung anzuerkennen, wie es S. 221 geschieht: „Wir verdanken den Umschwung in den Anschauungen über die Behandlung der Eingeborenen in erster Linie der in dieser Beziehung reformatorisch wirkenden Aufklärung, die zusammen mit der sich emporringenden Erkenntnis der Unvereinbarkeit des Sklavenhandels mit dem Wesen des Christentums die öffentliche Meinung umgestimmt hat." Klar werden die Gründe für die Abänderung der alten, rein ausbeuterischen Praxis gegenüber den Eingeborenen dargelegt, die heute unser Verhalten bestimmen (S. 221 f.). Ganz richtig stellt Mirbt das bessere Verständnis für den eigenen wirtschaftlichen Vorteil voran; in zweiter Linie kommt der politische Gedanke, worunter er den Schutz der Eingeborenen gegen die Übergriffe der Weißen versteht [12]), in dritter Linie die Humanität. Es gehört Mut dazu, die humanitas, wenn auch als Nr. 3, einzustellen gegenüber dem wüsten Geschrei der Skrupellosen gegen den „Humanitätsdusel". Ähnlich sagt Mirbt S. 224: Es ist doch, auf das Ganze gesehen, durch das Wirksamwerden dieser

humanitären Gedanken ein neuer Faktor in die Politik der europäischen Kolonialvölker eingetreten und zwar nicht nur in ihre Theorie, sondern auch in ihre praktische Betätigung. Das Instrument, das, unter dem Zwange der Gesellschaft, von den Regierungen angenommen wurde, ist die Kongo-Akte vom 25. Februar 1885, die den Eingeborenen Schutz zusichert „ohne Unterschied der Nationalität oder des Kultus". Mirbt gibt zu, daß Theorie und Praxis bisher noch starke Differenzen zeigen (man könnte sagen, es ist eine Ironie der Geschichte, daß gerade der „Kongo-Staat" die schwersten Verletzungen der Kongo-Akte aufweist); unumwunden gibt Mirbt den Einfluß zu, „den heutzutage die öffentliche Meinung übt", und er erkennt den Segen dieses Einflusses an (S. 225). Mit Recht erkennt Mirbt das Zusammengehen der europäischen Kolonialvölker als von hoher Bedeutung an und hofft guten Erfolg davon für Lösung der zahlreichen Probleme. Ich möchte hier auf die Bedeutung der weltumfassenden Organisation hinweisen, die seit 1894 segensreich wirkt, des Institut Colonial International, das bisher einen sehr hohen Status seiner Verhandlungen und seiner Tätigkeit sich gewahrt hat. Wenn an die deutsche Kolonialpolitik von den verschiedenen Elementen verschiedene Anforderungen gestellt werden, so hat die Kolonialregierung gesucht, eine feste Stellung zu gewinnen. Es hat sich dabei in den letzten Jahren manches geklärt. Meisterhaft ist die Darstellung, die Mirbt von dem gegenwärtigen Stande der deut-

schen Kolonialregierung gibt. Unumwunden bekennt er sich zu den Grundsätzen Dernburgs, bei denen „Humanität und Politik denselben Weg wandeln" (S. 231). Die Beurteilung der Zentralfrage nach der moralischen Berechtigung kolonialer Erwerbungen ist von einer tiefen Einsicht in die allgemeine Entwicklung der Menschheit und von einer weit schauenden Umsicht geleitet. Wenn die Worte (S. 235): „so wenig der Starrsinn oder das Privatinteresse eines einzelnen die Anlage einer durch das öffentliche Wohl geforderten Straße hindern darf, so wenig duldet es die fortschreitende Menschheit, daß sich innerhalb ihres Bannkreises Völkeridylle oder Enklaven der Barbarei erhalten", eine Binsenwahrheit aussprechen, so sind sie doch wohl am Platze, weil gerade die, die sich als die Begründer und Monopolisten des Fortschritts hinstellen, mit Vorliebe über Vergewaltigung der Eingeborenen schreien, wo diese Vergewaltigung nicht einzig das Recht des Stärkeren, sondern zugleich die Beseitigung der Tyrannen bedeutet, von denen die Eingeborenen erbarmungslos ausgebeutet und geschunden werden. Im einzelnen werden nun die Probleme verfolgt (S. 236 ff.), die sich auf die Behandlung der Eingeborenen beziehen, besonders die Frage, die sich dahin zuspitzt: „Soll der Eingeborene ewig ein Höriger bleiben oder nicht?" Grundsätzlich nimmt die deutsche Kolonialregierung den den Eingeborenen günstigen Standpunkt ein, daß sie ihnen Arbeitsgelegenheit schafft, ihre Ausbildung fördert und ihre weitere wirtschaftliche Entwicklung unterstützt.

(S. 237.) Wie gestaltet sich nun das Verhältnis zwischen der Staatsgewalt und den christlichen Kirchen in den Kolonien? Darüber geben Auskunft die Abschnitte „Die Bedeutung der Mission für die deutsche Kolonialpolitik" (239—242), „Die Bedeutung der deutschen Kolonialverwaltung für die Mission" (S. 243 bis 250), „Das Zusammenarbeiten von Mission und Kolonialregierung" (S. 250—257), d. h. sie stellen dar, was Mirbt als wünschenswert erscheint. Ich beschränke mich hier auf die Feststellung, daß man im allgemeinen mit den Wünschen des Verfassers einverstanden sein kann. Reichliches Material bringt er aus diesen Gebieten bei. Das ganze Kapitel, das hier behandelt ist, gipfelt in folgenden beiden Forderungen:

1. Die staatliche Gesetzgebung soll die Christianisierung der Bevölkerung sicherstellen durch die Anerkennung christlicher Sitten und die Reform des Ehe- und Familienrechts,

2. Der Staat soll die Leistungen der christlichen Mission für die Gesamtheit in Schule und Wohlfahrtspflege angemessen entschädigen.

Beiden Forderungen wird man zustimmen können, mit einigen Einschränkungen: 1. Die Regelung des Ehe- und Familienrechts muß von der Kolonialregierung ohne irgend welche Rücksicht auf die Vorstellungen kirchlicher Gruppen vorgenommen werden; 2. die an die Mission zu zahlenden Entschädigungen müssen als Gegenstück haben die Bindung der Missionen an gewisse Leistungen und die vollkommene Überwachung dieser Leistungen durch die Regierung.

Habe ich zu nicht wenigen Punkten eine Meinungsverschiedenheit feststellen müssen, so möchte ich am Schlusse noch einmal dem Danke Ausdruck geben. Das Werk ist zurzeit *das* Buch für die Behandlung dieser Dinge. Die Entwicklung der Kolonien ist rapid. In allen Lagern wird enorm gearbeitet. Voran geht die Gruppe der Wirtschaftlichen: hier steht Deutschland unter den Vordersten; sein Kapital hat Mut, und seine geistigen Potenzen arbeiten mit einer Energie, und wir dürfen wohl sagen, mit einer Intelligenz, deren wir uns freuen dürfen und sollen. Auch die Mission ist von dem Treiben nicht unberührt geblieben. Mehr noch wohl unter dem Drucke der Kritik als aus eigenem Triebe hat sie sich gemausert. Es ist vor allem freudig zu begrüßen, daß der starr dogmatische Standpunkt zu weichen beginnt.

Nun seien einige Wünsche ausgesprochen. Besitzen wir *Mirbts* „Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten“, so mögen sich daneben stellen eine allgemeine Geschichte der Mission in den kulturlosen Ländern, die von den Franken erst neu erschlossen wurden und mit dem Christentum in Berührung gebracht wurden, und eine Geschichte der Mission in den Ländern alter Kultur, in denen sich ja auch Schutzgebiete befinden [13]). Mögen solche Arbeiten unternommen werden von Männern, die aus der Theologie hervorgegangen sind oder mit Mission und Kirche in irgendeinem Zusammenhange stehen, oder von Männern, die weder äußere noch innere Berührung mit diesen Bestrebungen haben, sie sollen willkommen

sein, wenn sie nur gearbeitet sind in dem Geiste der Wissenschaft und zugleich auch in dem Geiste der Liebe, die von den christlichen Kirchen zu Unrecht als ein Monopol in Anspruch genommen wird.

II

Die Mission und die Kulturvölker Vorderasiens

Neben der Expansionstendenz der völkischen, wirtschaftlichen und staatlichen Gesellung steht die der Vorstellungsgesellung. Auch da bewegte sich die Tätigkeit allenthalben in zwei Äußerungen: solcher der unorganisierten Individuen, die auf eigene Faust der Gesellung dienen wollen, und solcher der organisierten. Harnack hat für die christliche Kirche in einem Meisterwerke die Missionstätigkeit der ersten drei Jahrhunderte dargestellt. Eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Mission durch die Jahrhunderte hindurch fehlt noch. Es sind aber letzthin einige gute Arbeiten erschienen, die einzelne Gebiete beleuchten. Ich nenne daraus an erster Stelle Mirbt, *Islam und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten*. Eine zweite ist D. Julius Richters *Mission und Evangelisation im Orient* (Gütersloh 1908; Bd. 2 der Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte). Endlich gehört hierher noch das Buch des Rheinischen Missionars Simon: Islam und Christentum im Kampf um die Eroberung der animistischen Heidenwelt (Berlin 1910).

Die drei Werke fassen die Aufgabe verschieden auf. Mirbt will eine Systematik geben und geht auf die tiefsten Fragen ein. Simon ist der von Liebe zu seiner Aufgabe erfüllte Missionar, der die religiösen Vorstellungen seiner Objekte möglichst genau zu erkennen sucht, sich aber häufig in den Spekulationen einer eng beschränkten Dogmatik verliert. Richter beschränkt sich in der Hauptsache auf eine fleißige Zusammenstellung von Tatsachen der Missionsgeschichte. Wie sich Mirbt mit seiner Aufgabe auseinandergesetzt hat, ist dargestellt worden in meinem ausführlichen Bericht in dieser Zeitschrift 1911. Richters Buch soll diese Studie gewidmet sein. Ich stelle zunächst fest, daß ihm von allen Seiten das Material in großer Menge zuströmte, da er Herausgeber der „Evangelischen Mission" und Mitherausgeber der „Allgemeinen Missionszeitschrift" ist. Er hat dieses Material mit Sorgfalt geordnet und zu einem anschaulichen Bilde verarbeitet [14]).

Der Inhalt des Buches deckt sich nicht ganz mit dem Titel. Denn der „Orient" beschränkt sich nicht auf die hier behandelten Gebiete, sondern umfaßt auch die große indische Welt und China (Indien wurde getrennt behandelt vom Verfasser in „Indische Missionsgeschichte", Bd. 1 des Gesamtwerkes); auch das islamische Nordafrika wird allgemein zu „Orient" gerechnet; es zeigt sich eben, daß dieses Siglum wegen seiner Verschwommenheit aufgegeben werden muß. Was der Verfasser behandelt, ist das islamische Vorderasien mit dem zu ihm gehörenden Ägypten und mit

seinem unorganischen europäischen Anhängsel. Durchaus abzulehnen ist die Einbeziehung Abessiniens in den „Orient“; es ist nur aus seinem Zusammenhange mit Afrika zu verstehen. In solch selbstgewählter Beschränkung hätte der Verfasser seine Arbeit übersichtlicher gestaltet, wenn er schärfer die drei großen politischen Einheiten zugrunde gelegt hätte: I. Türkei mit ihren völkisch differenzierten Gebieten, II. Ägypten, III. Persien.

Von den zahlreichen völkischen Gruppen der Türkei werden nur zwei ausführlicher behandelt: die Armenier und die christlichen Syrier. In dieser Beschränkung ist Vortreffliches geleistet. Das Armenien-Kapitel zeigt uns den American Board of Commissioners for foreign mission (Kongregationalisten) in seiner Tätigkeit in Konstantinopel 1830—1846 (§ 1): wie es zu der Vernichtung der Organisation kommt, weil die Amerikaner unfähig gewesen waren, die Bedürfnisse der Armenier zu verstehen; der Verfasser übt eine freimütige Kritik, und seine Darstellung ist lehrreich; der tiefer Blickende sieht freilich mehr: er sieht in dem Kampfe auf Leben und Tod zwischen den beiden Gruppen der Religion der Liebe, wie man von einem einheitlichen Christentum überhaupt nicht sprechen kann, wie die Gestaltung der Lehre und das Wesen der Religionsgemeinschaft (Kirche) mit andern Momenten des Gesellschaftslebens so stark durchwachsen ist, daß das reine Vorstellungsleben (Religionsleben) dahinter ganz zurücktritt. Das bei den Armeniern stark entwickelte völkische Moment und

das Festhalten an völkischen Eigenheiten bei den Amerikanern ließen zunächst ein Einverständnis nicht aufkommen. Der Gegensatz ist trefflich geschildert S. 80: wie die Amerikaner, durchdrungen von den kirchlich-demokratischen Ideen ihres Independentismus, den geschichtlich gewordenen Formen der orientalischen Kirche nicht gerecht werden konnten. Schließlich greift das staatliche Element ein: der britische Gesandte Lord Stratford Canning de Redcliff setzt sich für die protestantische Sache ein, und es wird nun eine energische Tätigkeit entwickelt. Es kommt zur Konstituierung der evangelischen Kirche 1850, und deren Geschichte bis zu den armenischen Blutbädern 1895 erzählt § 2. Den Blutbädern selbst, 1894—1896, ist § 3 gewidmet. Mit den russischen Armeniern beschäftigt sich § 4. Die Arbeit in Türkisch-Armenien seit den Blutbädern schildert § 5. In § 6 werden auf wenigen Seiten alle andern Gruppen der Türkei abgemacht; die Überschrift „Evangelisationsarbeiten an der griechischen und den mit ihr verwandten slavischen Kirchen“ läßt auch hier nur an Evangelisation denken. Doch wird hier endlich von der Mohammedanermission in der Türkei gesprochen (S. 129—134). Es zeigt sich da, daß die Türken sich bisher die Einmischung der Mission mit Erfolg verbeten haben. Unter dem Drucke der Mächte mußte die osmanische Regierung in dem Hatti Humājūn vom 18. Februar 1856 volle Religionsfreiheit gewähren, und der englische Gesandte erzwang als Kommentar dazu eine Erklärung des Großwesirs, nach

welchem die barbarische Vorschrift des Korans, den Apostaten mit dem Tode zu bestrafen, von der Regierung nicht befolgt werden dürfe. Die Missionare Pfander und Koelle eröffneten nun in Stambul eine agressive Tätigkeit. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Die Regierung konnte, ohne sich bei der fanatischen Bevölkerung verächtlich zu machen, diese schwere Verletzung der islamischen Tradition nicht dulden. Sie griff kräftig zu, und damit war Ruhe geschaffen. Neuerlich (11. Mai 1900) wurde aus dem armenischen Hilfswerk (S. 111) heraus die „Deutsche Orientmission" begründet (S. 133)[15].

Wenn in Kap. IV „Syrien und Palästina" die beiden Teile Syriens auseinandergerissen werden, so ist das nicht zu billigen. Der unbestimmte Terminus „Palästina", der seine Beliebtheit dem Neuen Testament verdankt, sollte vermieden und ersetzt werden durch „Südsyrien", bei welchem der Zusammenhang mit dem Gesamtlande hervortritt und zugleich die natürliche Scheidung von den andern Teilen des Landes durch die Ebene am Nordrande des Karmel zwischen der Küste und dem Jordan, die sich nur bis zu 132 m erhebt, um dann in das Ghor abzufallen. Wir erhalten in dem Kapitel eine höchst geschickt zusammengestellte und lehrreiche Übersicht über die Tätigkeit der Mission in den Ländern arabischer Zunge. Es ist hier unter „Evangelische Vorposten in Arabien" auch kurzer Bericht erstattet über die missionarischen Versuche in Südarabien (Aden und Hinterland) und an der Ostküste (Maskat, Bahrain); auch

Basra ist angeschlossen (über Bagdad sind S. 123 und 247 einige Notizen gegeben). Der Gesamteindruck ist ein erfreulicher. Die Arbeit ist hier weit leichter als in türkischem und kurdischem Lande, wo die Christen unter einem ungeheuren Drucke leben, und an die Muslime deshalb nicht heranzukommen ist, weil sie teils (Türken) im Banne einer fanatischen Geistlichkeit stehen, teils (Kurden) nur geringes religiöses Interesse haben und einer Veränderung des gegenwärtigen Zustandes der Anarchie abgeneigt sind. Die arabisch sprechende Bevölkerung ist von großer geistiger Lebhaftigkeit, und wenn sie auch den Lehren der Missionare skeptisch gegenübersteht, so erkennt sie wohl den Vorteil für das gesamte Wirtschafts- und Geistesleben, der mit dem Eindringen dieser Fremden verbunden ist, und ist meist auch für direkte Vorteile aus der äußern Annahme der fremden Religion empfänglich. Daneben finden sich vereinzelt Bekehrungen von Arabern, die zu mystischem Grübeln neigen, und denen die ja auch von der protestantischen Mission meistens festgehaltenen Mysterien des Dogmas anziehend sind. Ich möchte der missionarischen Tätigkeit in den arabischen Ländern ganz besonders guten Erfolg wünschen, weil dieses völkische Element in hervorragender Weise zum Weitertragen der kulturellen Momente geeignet ist. Ich glaube auch, daß gerade hier bei vorsichtigem und taktvollem Vorgehen eine erfolgreiche Propaganda in größerem Maßstabe geübt werden kann.

Ich schließe hier, von der Anordnung des Werkes

abgehend, sogleich Ägypten an und stelle zunächst fest, daß es gegenüber den andern arabischen Ländern eine Sonderstellung einnimmt. Fast das ganze Kapitel über Ägypten ist der Evangelisation der Kopten gewidmet. Unter den Muslimen hat die Mission bisher keine Erfolge gehabt, und es besteht auch keine Aussicht auf solche. Ägypten ist das Land des Islam, in welchem immer ein verhältnismäßig hoher Status des religiösen Lebens geherrscht hat. Hier zeigte sich die außerordentliche Wirkung der Mannigfaltigkeit religiöser Tendenzen innerhalb eines religiösen Systems: hier hat es neben dem orthodoxen Sunnismus fast immer Gruppen von Häretikern gegeben (war doch über zwei Jahrhunderte lang die herrschende Dynastie schiitisch), und daneben ging die Neigung zum Mystizismus, dessen erster großer ägyptischer Vertreter, Dunnūn Almisrī, in der ganzen islamischen Welt einen ungeheuren Ruf hat. Schlug auch die Herrschaft der Türkensklaven, die als Mamlukensultane das Land bis zur osmanischen Eroberung beherrschten, schwere Wunden, so zeigte es eine nie versiegende Kraft geistigen Lebens, indem es immer von neuem Männer von scharfem Denken und starkem Willen hervorbrachte [1]). Kairo darf als eine Hochburg des Islam

1) Eine seltsame Unkenntnis der historischen Tatsachen zeigen die Worte S. 253 f.: „Es ist der traurige Ruhm des Islam, daß er dieses Land, das Jahrtausende vor der mohammedanischen Eroberung unter den verschiedensten weltgeschichtlichen Bedingungen eine führende Rolle gespielt hatte, zur Bedeutungslosigkeit und Barbarei herabgedrückt

angesehen werden. Hier ist man sich auch klar über die Lage des Islam: die besten Elemente des Landes täuschen sich nicht darüber, daß die Religion in dem Geiste, in dem sie in den letzten Jahrhunderten verstanden wurde, das ägyptische Volk widerstandslos

---

hat.“ Es ist nicht bekannt geworden, daß Ägypten in den sechs Jahrhunderten vor der islamischen Eroberung seit der Schlacht von Actium politische Bedeutung gehabt habe außer in dem Sinne, daß es das Schmerzenskind des Römischen, dann des Romäer-Reiches war, wie im Islam für die Chalifen von Bagdad. Wohl aber erlebte Ägypten unter den Fatimiden eine wahre Glanzzeit: diese mächtigen Fürsten waren für die ganze islamische und nichtislamische Welt die Herrscher eines gewaltigen und blühenden Staates, und auch von Barbarei kann man unter ihnen kaum sprechen, denn damals war Ägypten ausgezeichnet durch hervorragende Schöpfungen in Wissenschaft und Kunst, und daß das Land sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreute, wird durch die ungeheuren Summen erwiesen, mit denen die Staatsverwaltung rechnete. Selbst unter den Mamlukensultanen sind die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht sehr ungünstige. Erst mit der Eroberung durch die Osmanen und das Eindringen der Paschawirtschaft setzt der Verfall ein. Der Aufschwung unter Mehemed Ali und der Wandel unter seinen Nachfolgern ist S. 254 f. im ganzen richtig geschildert. Doch ist der Segen der britischen Okkupation etwas zu hoch eingeschätzt. Ist auch ihre Bewertung in Rothsteins bekanntem Buch (knapper, das Wesentliche gebender deutscher Auszug daraus findet sich in „Neue Zeit“, Beiheft Juli 1911) nicht ganz gerecht, so wird man doch die Einseitigkeit und Ungerechtigkeit des britischen Vorgehens, namentlich aber die vollkommene Unehrlichkeit der britischen Berechnungen in Finanzdingen zugestehen müssen.

macht; denn dabei herrschen die Feinde der geistigen Entwicklung, die z. B. ein Interesse daran haben, daß die sogenannte Azhar-Universität das bleibt, was sie war: ein theologisches Seminar niederer Gattung. Die mittleren und höheren Klassen der ägyptischen Gesellschaft sind erfüllt von dem lebhaften Streben nach gründlicher geistiger Bildung. Man wird ihnen nicht Unrecht geben können, wenn sie im Verfolge dieses Zieles sich ablehnend verhalten gegen die Bemühungen, sie auf ein anderes religiöses System festzulegen als das ihnen überlieferte, das zudem in der von den Missionaren gebrachten Gestalt mit Gottessohnschaft, Dreieinigkeit usw. von ihrem Intellekt noch größere Opfer fordert als das alte. Die britische Regierung aber hat kaum Anlaß, von dem Programm abzugehen, das Lord Cromer scharf markiert hat. Man kann auch nicht erwarten, daß die Herren des Landes, die ohnehin mit dem größten Widerwillen und Mißtrauen zu kämpfen haben, sich für eine Arbeit einsetzen, die so gut wie aussichtslos ist. Richters Referat über die Tätigkeit der Missionen in Ägypten zeigt denn auch das fast gänzliche Fehlen missionarischer Tätigkeit im engern Sinne gegenüber der erfolgreich betriebenen Evangelisation. Weder in der ersten Periode der Church Missionary Society noch unter der Arbeit der Associate Reformed Church (Unierte Presbyterianer) von Amerika wurde eine planmäßige Mission betrieben. Dagegen hat sich die Church Missionary Society bei Wiederaufnahme der ägyptischen Arbeit auch diesem Zweige gewidmet: 1898 wurden

Douglas Thornton (gest. 1907) und Gairdner bestimmt, sich der direkten evangelistischen Werbetätigkeit unter den Muslimen zu widmen[16]). Von besonderm Interesse sind die Mitteilungen über den ägyptischen Sudan[17]). Die Briten sind in den islamischen Teilen des weiten Landes der Mission nicht günstig, haben ihr dagegen den heidnischen Sudan, südlich von Faschoda, freigegeben. Trotz jenes Widerstandes wird auch im islamischen Sudan missionarisch gearbeitet (eine mutige Gruppe ist die Sudan Pionier-Mission, ehemals Kummsche Mission, jetzt in Wiesbaden) mit Zentralstation in Assuan. Beachtenswert ist die Tätigkeit der Unierten Presbyterianer und der Church Missionary Society am Sobat und am Weißen Nil, im Gebiete der Sumpfniloten (Schilluk und Dinka)[18]). Der Mission kommt hier zu Hilfe, daß die Dinka gegen die Muslime einen heftigen Haß empfinden. Daß in dem Schillukgebiete „die arabische Sprache und mit ihr der Islam schnell vordringt und die Regierung beides begünstigt“ (S. 278), bedarf wohl der Nachprüfung[19]).

Kurz fasse ich das Referat über Persien zusammen. Von Schia, Sufismus und Babismus[20]) wird ein im ganzen richtiges Bild gegeben. Es entspricht dem, was wir von dem begabten, aber zerfahrenen und willensschwachen Volke erwarten. Die Babis entziehen sich der Mission, weil sie selbst auf das Energischste Mission treiben im eigenen Lande und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (vgl. Traugott Mann in Oriental. Lit. Ztg. 1909, Sp. 33 ff.). Unter den Schiiten haben zunächst die amerikanischen

Presbyterianer zu wirken versucht durch Schulen (mohammedanische Schule in Urmia mit 44 Knaben, Mädchenschule mit 100 Musliminen; in der gehobenen Knabenschule in Teheran sind von 220 Schülern 128 Muslime). Ärztliche Tätigkeit (seit 1906 Umschwung durch Operation einer vornehmen Perserin; Frauen-Missionskrankenhaus in Teheran errichtet von einer reichen Perserin), Missionsschwestern und Reisepredigt führten zur Gründung der neuen Hauptstationen Rescht und Kazwin 1905. Trotz der heftigen Verfolgungen gab es um 1890 in Urmia eine protestantische Gemeinde von Persern (27 Glieder), aber sie wurde gesprengt. Außerdem arbeitet seit ca. 1880 die Church Missionary Society an den Persern. An die Station Dschulfa schlossen sich Kirman (1897), Jezd (1898), Schiraz (1900). Die Stationen wurden mit Missionsärzten, Hospitälern, Polikliniken, Missionsschwestern ausgerüstet. Der Schwerpunkt liegt in der ärztlichen Tätigkeit. Die Schriftenverbreitung findet großen Widerstand durch die Behörden; das Schulwesen hat schwer zu kämpfen (in Dschulfa haben neben den Anglikanern Pariser Nonnen, eine römische Dame und russische Damen Anstalten gegründet; daneben stehen die gregorianisch-armenischen Schulen; in die anglikanische kommen auch Perserknaben); seltenen Erfolg soll eine Missionsreise gehabt haben. Von der neuen Zeit in Persien erwartet Richter wohl etwas zu viel. Aber ganz ohne Wirkung auf die allgemeine Hebung gehen die schweren inneren Kämpfe sicher nicht vorüber. Wurden die Leidenschaften geweckt,

so ist doch der Bann des Todes gebrochen, der auf allem lag bis zur Beseitigung Mohammed Alis. Erfreulich ist die Haltung der selbst indifferenten, ihren Stämmen volle Religionsfreiheit gewährenden Bachtijaren-Häuptlinge, die für die Kulturwerte der Missionen einiges Verständnis haben. Von der Arbeit unter Juden und Babis wird nur S. 250 gesprochen. Die Parsis (S. 249) lassen sich die Befriedigung ihres Bildungshungers durch die Missionare wohl gefallen; sie stehen fest in ihrem Glauben, der ihnen große Freiheit läßt, und den mit einem andern zu vertauschen sie keinen Anlaß haben (Parsi-Mädchenschule in Jezd seit 1903). Fast ganz erfolglos waren die Versuche, an die sunnitischen *Kurden* im persischen und türkischen Kurdistan heranzukommen. Den sympathischen Worten, die diesem ungezügelten, aber charaktervollen und gut begabten Volke gewidmet sind, stimme ich vollkommen bei. Nur hat hier die Mission deshalb wenig Aussicht, weil die intelligenten und milden Kurden, wie der Patriarch Gül Baba mit seiner großen Anhängerschar, jenseits von Islam und von christlicher Dogmatik stehen, und weil die andern Kurden fest an der Tradition hangen und nur mit vollkommener Schonung dieser für den Übergang zu höheren Lebensformen zu gewinnen sind [21]).

Die Haupttätigkeit der Missionsgesellschaften in Persien war immer die Evangelisation unter den Nestorianern, deren Geschichte oft erzählt ist. Besonders sei erwähnt die sprachlich-literarische Tätigkeit: die Missionare schufen eine Literatur und arbei-

teten zugleich wissenschaftlich ernst an der Erforschung des dort erhaltenen aramäischen Dialekts. Die Arbeit des American Board, der amerikanischen Presbyterianer und der anderen protestantischen Missionen wird anziehend geschildert. Gegen die Protestanten arbeiteten die römischen Lazaristen und besonders erfolgreich die russische Kirche mit staatlich-politischem Hintergrunde. Diese Seiten lesen sich wie ein Roman, reich an leidenschaftlicher ehrlicher Begeisterung, daneben auch an nahezu verbrecherischer Verquickung von Kirchentum mit persönlichem und politischem Strebertum: es wimmelt da von üblen Gestalten und von Skandälern. Und das Gesamtergebnis? „Es ist der Mission nicht gelungen und wird ihr voraussichtlich nie gelingen, auf die Nestorianer als Kirche oder als Volk einen beherrschenden Einfluß auszuüben; der Versuch, von außen her eine Reformation in diese erstorbene Kirche hineinzutragen und sie auf dem Grunde der evangelischen Prinzipien umzugestalten, ist mißglückt trotz aller tiefgehenden Anregungen, welche von den Amerikanern ausgegangen sind" (S. 226). Die Begründung des Mißerfolges, die von R i c h t e r gegeben ist, ist wohl im allgemeinen richtig. Es ist nur hinzuzufügen: der Weg zu einem Christentum höherer Ordnung führt nicht über dogmatisch orientiertes Missionstreiben, sondern über den Bruch mit jeder Art von Dogma durch eine vollkommen freie, rein das geistige Leben weckende Erziehung. Daß es zu einer solchen nicht kommt, selbst wenn sich Führer und Lehrer aus nicht „christlichen" Kreisen finden

sollten, dafür würden schon die Russen sorgen, die jetzt Herren im Lande sind, und die dort ebensowenig eine entschiedene geistige Entwicklung dulden wie im eignen Lande.

Die Arbeit an der andern christlichen Gruppe, die in Persien vertreten ist, den Armeniern, sei nur kurz erwähnt. Die Erfolge sind gering, weil die persischen Armenier durchaus national gesinnt sind; sie „neigen zu national - armenischen politischen Umtrieben und halten zäh an ihrer ererbten Kirche als dem Hort und Rückgrat ihrer Nationalität fest“ (S. 241), was ja für die Mission unerfreulich ist, aber immerhin jene Zielbewußtheit und jene Charakterstärke zeigt, die ich an mir persönlich bekannt gewordenen persischen Armeniern kennen und schätzen gelernt habe.

Wenn an dem Hauptteil des Werkes, den soeben kurz skizzierten Berichten über die Anfänge, den Fortgang und den gegenwärtigen Zustand von Mission und Evangelisation in gewissen Gebieten der Türkei, in Ägypten und in Persien einige Ausstellungen gemacht wurden, so mußte der Dank vorherrschen für die reiche Gabe, die hier denen geboten wird, die sich über das religiöse Leben jener Länder unterrichten wollen. Es ist nicht versäumt, jedem Kapitel einen allgemeinen einleitenden Teil über die Geschichte der behandelten Völker in der islamischen Zeit vorauszusenden, so daß die Bedingungen, unter denen die Mission arbeitet, erkannt werden können. Die allgemeinen Gedanken, von denen diese Missionsberichte beherrscht sind, sind im ganzen zu billigen; es ist über-

all, scheint mir, das Wichtige in gehöriger Weise hervorgehoben; es sind namentlich die Fragen der Organisation, deren Wichtigkeit S. 262 betont wird, in gebührender Weise gewürdigt. Es herrscht ein praktischer Sinn in der Darstellung, der dem an sich etwas trocknen Stoff mit den vielen Einzelheiten Leben einhaucht, so daß man der Darstellung mit Vergnügen folgt.

Nicht das gleiche günstige Urteil ist zu fällen über die Abschnitte, in denen sich der Verfasser mit den Aufgaben der Mission auseinanderzusetzen sucht. Da sind keine neuen, fruchtbaren Gedanken. Er bewegt sich vielmehr in dem alten Geleise. Ich würde über solche Ausführungen fortgehen, wenn sie nicht geeignet wären abzuschrecken und der an sich guten Sache zu schaden. Der Verfasser bemüht sich, die Mohammedaner-Mission zu rechtfertigen und ihre Auffassung, wie sie in den positiven Kreisen üblich ist, zu begründen. Ich habe bereits in einem Referate der Theolog. Literatur-Zeitung zu dieser Auffassung Stellung genommen und werde meine Einwendungen hier darlegen.

Das Christentum befindet sich gegenüber dem Judentum und dem Islam in einer besonderen Lage: beide werfen ihm vor, daß es den reinen Gottesbegriff verwischt habe und stellen sich ihm gegenüber als die reinen Träger dieses dar. Die Verteidigung besteht in dem ebenso berechtigten Vorwurfe, daß Judentum und Islam anstelle eines wahren Gottesbegriffs einen sehr äußerlichen Kult gesetzt haben. Soweit es sich

um die katholische Kirche handelt, fällt dieser Vorwurf auf den, der ihn erhebt, zurück: die dogmatische und kultische Bindung in ihr ist nicht minder arg wie in Judentum und Islam. Die protestantische Kirche hat sich freizumachen gesucht, und es ist ihr mit dem kultischen und rituellen Kram einigermaßen gelungen, es ist ihr aber nicht gelungen, in nennenswerter Weise sich vom Dogmenzwang zu befreien. Dieser Dogmenzwang beherrscht nun durchaus die Abschnitte des *Richter*schen Buches, die sich mit Islam-Mission befassen, und er trübt dem Verfasser auch den Blick für das Urteil über den Islam und für die Aufgabe der Mission.

Die Nebeneinanderstellung der Bücher von *Mirbt* und *Richter* zeigt vor allem den ungeheuren Unterschied, den jede Expansion des Christentums zu beachten hat zwischen Asien, einschließlich Ägypten und Nordafrika, und Afrika [22]). Es deckt sich das ungefähr mit dem Unterschiede zwischen der Arbeit an Völkern alter Kultur und an Kulturlosen [1]). Dazu kommt ein anderes. In Vorderasien ist die islamische Bevölkerung gemischt mit einer christlichen (daneben verschwinden die jüdischen Bestandteile). In Afrika geht in den kulturlosen Gebieten neben dem Islam der Fetischismus her. Diese Tatsache ist von der höchsten Wichtigkeit für die Erkenntnis und Feststellung der Aufgabe der Mission und ihrer Methoden.

---

1) Ich bediene mich hier des Wortes „Kultur" in dem gewöhnlichen Sinne: = Hochkultur [23]); dann hat man ein Recht, die sogenannten Wilden Afrikas als „kulturlos" hinzustellen. Der Ausdruck ist immer noch besser als „Heiden".

Es ist hier nicht der Ort, von der Mission in Afrika zu sprechen. Ich möchte nur in Ergänzung meiner früheren Ausführungen darauf hinweisen, daß die Mission in Afrika in einer verhältnismäßig günstigen Lage ist. Das eben ist der Unterschied des afrikanischen Islam von dem Asiens, daß in Afrika die Islamwelt nicht eine geschlossene Einheit bildet. Es sind drei Gebiete mit Islambevölkerung zu unterscheiden, die miteinander nur sehr schwache Beziehungen haben: 1. das gewaltige Gebiet, das von Ägypten her islamisiert wurde: Nordafrika, die Sahara, der Sudan; 2. Deutsch- und Britisch-Ostafrika; 3. Südafrika mit seinen allerdings nur unbedeutenden islamischen Kolonien. Wenn man bedenkt, daß die Frankenwelt im Verlaufe von wenigen Dezennien, nachdem sie einmal sich darüber schlüssig geworden ist, den schwarzen Erdteil an sich zu reißen und ihren Zwecken dienstbar zu machen, Verkehrswege geschaffen hat, deren Ausbau zu einem den ganzen Kontinent von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchziehenden Bahnennetz eine Frage der Zeit ist, so erscheint die Zusammenhanglosigkeit der drei großen islamischen Gebiete und die unentwickelten Beziehungen in den einzelnen (es darf die Bewegung zwischen Nordafrika und dem Sudan nicht überschätzt werden) als ein deutlicher Beweis für die Unfähigkeit der islamischen Welt zu einer fruchtbaren Organisation. Es handelt sich für die Mission in Afrika in erster Linie um den Schutz der von dem Islam bedrohten heidnischen Gebiete. Die endgültige Beseitigung der Islamgefahr [24])

für diese ist nicht schwer zu erreichen bei gut organisierter, energischer und intelligenter Tätigkeit, die sich einigen Schutzes seitens der Kolonialmächte erfreut. Denn die wirtschaftlichen und geistigen Werte, die durch die Mission zu den Heidenvölkern getragen werden, sind so bedeutend,, daß der Islam selbst bei den größten Anstrengungen nicht dagegen aufkommen könnte. Er ist wirtschaftlich und geistig arm. Er weiß das, und die besten Kräfte in ihm arbeiten daran, die Islamwelt auf diesen Gebieten potent zu machen. Dazu sind aber Jahrzehnte nötig, in denen die Arbeit der Frankenwelt durch die ähnlichen Bestrebungen der Islamwelt zu noch größerem Eifer angespornt wird. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß nicht Fehler begangen werden, daß namentlich der unheilvolle Gedanke einer islamischen „Oberschicht“ [25]), mit der zu arbeiten den Kolonialmächten von Nutzen sein könne, völlig aufgegeben wird [1]). Es ist nur nötig,

1) Der Oberschicht-Gedanke beruht auf der Vorstellung, die Muslime in fremdem Dienst genießen bei der Bevölkerung ein besonderes Ansehen. Das ist richtig, beweist aber nichts. Denn dieses Ansehen stammt aus den ihnen von der Regierung gewährten Vorteilen (hohe Bezahlung usw.). Man befindet sich da also in einem circulus vitiosus. Die Wahl der islamischen Sudanesen bei Einleitung unserer Kolonial-Politik hatte einen Sinn: damals gab es kein Menschenmaterial wie dieses. Das Sudanesen-Corps ist ausgestorben, der Ersatz aber nicht aus dem Sudan genommen (Großbritannien erlaubt Rekrutierung nicht), sondern aus den Muslimen unserer Kolonie selbst. Es ist erwiesen, daß es auch außer den islamischen Küstenleuten brauchbares

mit vollkommener Gerechtigkeit zu verfahren, d. h. die heidnischen und christlichen Schwarzen in gleicher Weise wie die Muslime zum Dienst heranzuziehen. Auch das würde nicht als eine Gewaltsamkeit oder Ungerechtigkeit bezeichnet werden können, wenn die islamischen Elemente, die in die Negerländer sich vorschieben und sich dort einzunisten suchen, ferngehalten werden, wenn ihnen eine Grenze gesetzt wird, die sie nur unter besonderen Umständen überschreiten dürfen, die sie übrigens nicht weiter überschreiten werden, wenn das wirtschaftliche Interesse dafür fortfällt. Ich denke hierbei an die Expansion der Haussa, die bisher als unentbehrlich für den Handel der Franken in weiten Gegenden Westafrikas gehalten wurde. Es zeigt sich, daß nichtislamische Schwarze sich zu ausgezeichneten Trägern der wirtschaftlichen Bewegung ausbilden lassen und daß selbst Europäer sich

---

Material gibt. Warum beschränkt man sich unnütz? Die Forderung des Islam treibt das Volk dem Islam in die Arme. Ein Wolof Senegambiens erklärte auf die Frage, warum sie Muslime geworden seien: der General Faidherbe hat uns zu Muslimen gemacht; er wollte nur Muslime um sich und in seiner Truppe haben; und so wurden wir Muslime. — Von Bedeutung ist die Feststellung in Berichten uit de Zendingswereld, Mai 1911 (nach Moslem World, 1911, S. 466), da die Niederländische Regierung die Eingeborenenpolizei Borneos hauptsächlich aus den Muslimen rekrutierte; aber die Polizei-Baracken wurden Mittelpunkte islamischer Propaganda. So nimmt man jetzt die Polizisten aus den christlichen und heidnischen Dajaks und aus der christlichen Bevölkerung von Amboina.

so gut in die Sprache und Sitten des Landes einzuleben verstehen, daß die Vermittlung der Haussaleute überflüssig wird. Es bleiben also nur muslimische Wanderlehrer, meist fanatische Hetzer; daß man die von europäischen Gebieten fernhält, bedarf nicht einer besonderen Verteidigung [26]).

In Asien, einschließlich der schon genannten Gebiete Nordafrikas, liegen die Verhältnisse für die Mission weit schwieriger. Sie sieht sich hier zwei Gruppen gegenüber (abgesehen von der jüdischen, die ich außer Spiel lasse): einer islamischen und einer christlichen. Die erste ist verhältnismäßig einheitlich, die zweite ist in zahlreiche Einzelgruppen gespalten [27]). In Vorderasien waren Christentum und Zoroastrismus die herrschenden Religionen, und der Islam wurde als ein Reis darauf gepfropft. Der Magierglaube verschwand, der Christenglaube bestand. Der Islam hat immer wieder von neuem, gemäß dem Gebote des Koran, versucht, die christlichen Gemeinschaften vollständig zu besiegen. Es ist ihm nicht gelungen. Es gibt kaum einen stärkeren Beweis gegen die rein materialistische Geschichtsauffassung als diese Tatsache. Denn es zeigte sich hier das Wirken des Vorstellungsmomentes mit einer unbesiegbaren Kraft, gleichwie dieses Wirken sich zeigt, wo christliche Mächte islamische Länder unterwerfen, und die Religion der Unterworfenen sich hält gegen alle Bedrückungen der Sieger. Die beiden großen religiösen Gruppen Asiens leben, wie nach dem Vorstehenden nicht erst bewiesen zu werden braucht, in der größten

Feindschaft miteinander. Die christliche Mission, welche eine Arbeit an den beiden feindlichen Parteien zu gleicher Zeit üben will, läuft Gefahr sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Die Muslime, welche Herrscher über ungläubige Volksgruppen sind, würden Selbstmord begehen, wenn sie das Christentum annähmen und infolgedessen die von ihnen Beherrschten als ihre Brüder anerkennen und ihnen die gleichen Rechte gewähren müßten. Es spielt hier auch das nationale Element hinein, d. h. der völkische Dünkel, der besonders bei den Osmanlis ausgebildet ist. Die orientalischen Christen aber verbessern ihre Lage gegenüber ihren muslimischen Bedrückern durch den Übertritt zu einer der beiden großen fränkischen Kirchen, die Missionsarbeit, oder wie man in diesem Falle sagt, Evangelisationsarbeit unter ihnen treiben, nicht nur nicht, sondern verschlechtern sie eher. Denn so einfältig sind die herrschenden islamischen Nationen nicht, daß sie nicht wissen: der Missionar ist in zahlreichen Fällen der Vorkämpfer des Eroberers. Immerhin ist es der unermüdlichen Arbeit der Missionen gelungen, unter den christlichen Bevölkerungen islamischer Staaten Erfolge zu erringen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erfolge einige Bedeutung haben für die gesamte Entwicklung, in welcher freilich die Missionstätigkeit nur eines der wichtigen Momente ist, die das Gesellschaftsleben gestalten [28]).

Es darf selbstverständlich nicht nach einer Schablone gearbeitet werden. Es ist z. B. anders vorzugehen in den Ländern, in denen die Kulturen des Mit-

telmeergebiets und Vorderasiens gewirkt haben, als in den Ländern, die von ihnen nie berührt wurden, und wiederum: innerhalb der alten Kulturwelt sind die Bedingungen für die Mission unter Muslimen und Juden andere als für die Evangelisation der orientalischen Christen. Es scheint mir, daß in *Richters* Buch nicht scharf genug geschieden ist. In dieser Berichterstattung kann auch ich die Scheidung nicht durchführen. Ich beschränke mich darauf, die Tätigkeit der Mission in Asien zu schildern, wie sie sich nach dem Richterschen Buche darstellt. Ich gehe dabei nach dem Plane vor, den ich meiner Besprechung von *Mirbts* Buch zugrunde gelegt habe, d. h. der Einteilung nach den vier großen Gesellungen: Blutgesellung, völkische Gesellung, Wirtschaftsgesellung und Vorstellungsgesellung, über denen sich als Oberbau die fünfte Gesellung, die Staatsgesellung, erhebt.

Bei der Blutgesellung (Geschlechts-Gesellung) ist es in erster Linie die Frage der Polygamie, die die Mission beschäftigt, und in welcher sie den Muslimen das Heil zu bringen sich berufen fühlt. Es ist leider mit vollkommener Sicherheit zu sagen, daß auf diesem Gebiete die missionarische Tätigkeit nicht den geringsten Erfolg erzielt hat und auch nie erzielen wird. Abgesehen davon, daß es sehr die Frage ist, ob die absolute Verwerfung der Vielehe im Interesse der islamischen Völker liegt, und davon, daß die unerbittliche Strenge in diesem Punkte zu schweren sittlichen Schädigungen führen kann, beruht die Polygamie des

Islam auf Elementen, die sich auf dem Wege des reinen Vorstellungslebens nicht als schädigend beweisen lassen, die vielmehr von anderer Seite her außer Wirkung gesetzt werden müssen. Hier könnte sich die Mission ein wahres Verdienst erwerben, indem sie den Kampf gegen die islamische Polygamie von dieser wirksameren Seite aufnähme und das rein Theoretische in den Hintergrund treten ließe. Es ist zunächst festzustellen, daß die islamische Polygamie sich von der der Negervölker Afrikas wesentlich unterscheidet. Bei diesen ist der Besitz mehrerer Frauen ein wirtschaftliches Moment von hoher Bedeutung und zwar ein Werte schaffendes: die Hände, die der Schwarze zu seiner Verfügung hat, mehren seinen Besitz. Ganz anders im Islam. Im Islam ist die Polygamie lediglich ein Wollustbetrieb, der dem Muslim gestattet ist als Belohnung für den Kampf für die gute Sache. Daneben geht ein anderes wichtiges Moment her, mit welchem die edleren Seelen die Konzession, die Allah dem Triebe gemacht hat, erklären: die Mehrheit der Frauen und die Freiheit, nach Belieben Sklavinnen zu nehmen, soll eine Gewähr in sich schließen für schnelle und reichliche Vermehrung der islamischen Gemeinde. Es ist nun schon oft nachgwiesen, daß dieser Schluß falsch ist. Der Hinweis auf das Unedle, das in der Polygamie als reiner Wollustbetrieb herrscht, wird den Missionaren immer deshalb wenig nützen, weil die Muslime sehr gut wissen, daß die fränkische Gesellschaft, die nur die Monogamie kennt, und für die es ein religiös

konzessioniertes Konkubinat nicht gibt, darum nicht minder an schweren sittlichen Schäden leidet und in der gewerbsmäßigen Prostitution einen ihrer schlimmsten Feinde hat. Auch der Hinweis auf die Nichtherbeiführung einer besonderen Vermehrung durch Polygamie und Konkubinat würde wenig fruchten, denn der Islam wird diesen Nichterfolg immer durch die ungenügenden wirtschaftlichen und sanitären Verhältnisse der islamischen Länder erklären. Es gibt aber andere Gründe, welche gegen die Polygamie ausschlaggebend sind und die immerhin von den Missionaren vertreten werden sollten, obwohl sie nicht auf dem Gebiete der religiös-propagandistischen Tätigkeit liegen. Da ist vor allem die schwere wirtschaftliche Belastung des Ehemannes durch die Frauen, die materiell große Ansprüche stellen, sodann die Erwägung, daß die Bildung des weiblichen Geschlechtes einen enormen wirtschaftlichen und geistigen Gewinn darstellt, daß aber bei solcher die Polygamie sich nicht aufrecht erhalten läßt, weil die gebildete Frau die Vielehe nicht erträgt.

Im Anschluß an das Sexuelle widme ich einige Worte dem allgemeinen Triebleben (Körperflege, Krankheiten). So viel aus dem Richterschen Buche zu ersehen ist, geht die Mission bisher einseitig vor, d. h. mit Sorge für die Kranken in Polikliniken und Hospitälern. Es muß sich daneben stellen die Belehrung über Körperpflege, die in unzähligen Fällen vorbeugend wirkt. Liegt es selbst in der Kulturwelt häufig noch mit der Hygiene sehr im argen,

so sind im Orient die Vernachlässigung und die freiwillige Infizierung mit Krankheitskeimen bis in die höchsten Schichten hinauf fast ausnahmslose Regel. Soweit das Vorstellungsleben hier mitwirkt (Waschungen zum Gebet, auch mit dem unsaubersten, mit gefährlichen Stoffen verseuchten Wasser) ist ein Eingreifen außerordentlich schwer. Aber es läßt sich doch auch ohne Antastung solcher Vorurteile viel tun, um die orientalischen Bevölkerungen physisch zu heben. Ich denke außer an Verbreitung von Seife und Zahnbürste auch an Anleitung zu rationeller Bewegung bei der Stadtbevölkerung. Die Orientalen leben in Extremen: die schweifende Bevölkerung kommt nicht zu der stetigen geistigen Arbeit; bei den seßhaften Elementen neigen die geistig Arbeitenden und in den Verkehrszentren die Gesamtheit zu einem die physische Entwicklung lähmenden Hocken. In größeren Missionsanstalten ist bereits dem Sport der gehörige Anteil an der Erziehung gesichert (z. B. im Anatolia College in *Marsovan*). Die Hauptaufgabe der Pflege wird immer die ärztliche Tätigkeit bilden, und das *Richter*sche Buch legt fast auf jeder Seite Zeugnis ab, wie energisch dieser Gedanke erfaßt und wie geschickt er durchgeführt ist.

Von dem *völkischen* Leben und von dem *Wirtschaftsleben* spreche ich hier nicht, sondern verweise auf „Mission und Kolonialpolitik“, S. 172 ff. und 174 ff. (hier 9 ff. und 13 ff.). Ich stelle nur mit Vergnügen fest, daß auch in Asien die Missionen in anerkennenswerter Weise für die wirtschaftliche Entwick-

lung tätig sind durch Errichtung von Handwerkerschulen und Förderung wirtschaftlicher Beziehungen. Wenn das n a t i o n a l e Element der Mission zuweilen zu schaffen macht, indem es mit dem orientalischen Kirchentum eng verbunden ist, und diesem bei dem Widerstand gegen die Evangelisation Beistand leistet, so sollen sich die Missionen dadurch nicht mutlos machen lassen. Die geistige Entwicklung einer völkischen Gruppe hängt eng mit der kräftigen Äußerung nationalen Lebens zusammen, und die Anleitung zu solcher Äußerung, vor allem durch Belebung und Fixierung des volkstümlichen Schatzes an Sagen, Liedern, Bräuchen, ferner durch Förderung neu aufkommender, volkstümlich gestaltender Personen ist eine der schönsten Nebenaufgaben der Mission, durch welche sie zugleich der vergleichenden Kultur- und Religionsgeschichte wertvolle Dienste leisten könnte. Wie die türkischen Beamten selbst zu den armenischen Blutbädern hetzten, ist bekannt, und es wird auch hier in ergreifender Weise dargestellt (S. 98—113). Man kann noch nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die neue Regierung der Türkei in der Armenierfrage einen andern Kurs einschlagen wird, als es unter Abdulhamid der Fall war. Sicher spielten bei dessen unerhörter Grausamkeit persönliche Rachsucht und krankhafte Blutgier mit. Es ist auch die Frage, ob die Regierung imstande wäre, Übergriffen der Kurden, die durch lokale Hetzer verursacht werden, wirksam entgegenzutreten. Ich glaube nicht, daß Hebung des nationalen Gefühls

selbst bei diesem wilden Bergvolke eine unmittelbare Gefahr für die christliche Mitbevölkerung bedeutet. Es wird sich vielmehr mit der völkischen Hebung die geistige und moralische Schulung erleichtern, bei der leidenschaftliche Ausbrüche der mit religiösem Fanatismus sich maskierenden Beutegier und Mordfreude gemindert werden. Ich möchte hier gleich ein Wort von dem Schulwesen sagen, das eigentlich in das Vorstellungsleben gehört. Wie die türkische Regierung über die geistige Hebung der nichttürkischen Bevölkerung denkt, sahen wir vor kurzem aus dem erbitterten Widerstande, den sie den ernsten und verständigen Bemühungen der Albaner um Entwicklung ihres Schrifttums entgegensetzte. In Albanien ist diese Entwicklung älteren Datums. Bei den Kurden hat sie kaum begonnen. Die Zentralregierung hat, wenn sich irgendwo eine literarische Tätigkeit in kurdischer Sprache auftat, mit allen Mitteln gearbeitet, um sie zu unterdrücken. Es sei nur noch erwähnt, daß die Missionen einen wahrhaft erstaunlichen Erfolg mit Hebung des nationalen Empfindens und Weckung der Liebe zu dem völkischen Schrifttum errungen haben, bei den christlichen Arabern. Sowohl Protestanten als Katholiken haben hier Außerordentliches geleistet.

Bei Behandlung des Vorstellungslebens [29]) schalte ich so viel wie möglich die Tätigkeit aus, die auf nichtreligiösem Gebiete liegt, und die sich in den profanen Zweigen des Schulunterrichts äußert. Sobald man die nichtreligiöse Erziehung ins Auge faßt, ergeben sich außerordentlich schwierige Fragen, die

einer Sonderbehandlung bedürfen. Für die Mission ist das religiöse Vorstellungsleben das Hauptgebiet. Soweit sie sich an die Muslime wendet, vergißt sie dabei, daß deren Denken ein ganz anderes ist als das der Franken, und daß doch erst eine allgemeine Aufnahmefähigkeit hergestellt werden müßte. Die Polemik gegen einzelne Stücke des Korans nützt nichts. Auch mit der Person des Propheten ist Vorsicht geboten. Viel wichtiger als der Sieg in der religiösen Diskussion über einzelne (und die Missionare geben selbst zu, es werde immer nur bei einzelnen gelingen, sie dem Islam abtrünnig zu machen) [30]), ist die Durchsetzung der islamischen Massen mit dem Geiste der fränkischen Forschung, dem Geiste des aufrichtigen, ernsten Strebens nach Wahrheit. Diese Durchsetzung herbeizuführen wird freilich von den Missionaren nur als eine indirekte Aufgabe angesehen. Zugleich trennen sich hier die Wege der katholischen und der protestantischen Missionen, denn grundsätzlich müssen die katholischen Missionare den blinden Glauben an die Lehre der Kirche anerkennen, und es ist persönliche Prüfung gegenüber dem, was die Kirche als Glaubensartikel aufgestellt hat, verboten. Der Protestantismus hat grundsätzlich die freie Forschung in den Urkunden gestattet. In beiden Gruppen wird auf anderem als religiösem Gebiete in jenem Geiste gearbeitet, der das Dunkel, das in Dingen der Religion aufrecht erhalten wird, zu zerstreuen berufen ist. Die Missionen sind nun in ihrer Mehrheit, zum Teil unter dem Drucke anderer Kreise, dabei, diesem Geiste in

den islamischen Ländern Eingang zu verschaffen. Das ist eine Gefahr für den Islam und wird auch als solche empfunden. Aber sie ist nicht allzu ernst. Denn was von den Missionaren geboten wird, ist verdächtig und ein Greuel [31]).

Es war zuerst Selim III., der einsah, daß die osmanisch-islamische Bevölkerung einer Erneuerung bedürfe, sollte sie nicht die herrschende Stellung verlieren, und sollte nicht das ganze Reich als die Vormacht des Islam dahinsinken. Mahmud II. führte die Heeresorganisation durch, tat aber nichts für die Schulen. So blieb es. Der Militärreform gesellte sich die der Zivilverwaltung in ganz geringem Grade. Da wurde von Abdulmedschid zu Gülhane der Hatti-Scherif von 1839 verkündet. Politische Rücksichten führten dann im Jahre 1856 den Hatti-Humajun herbei. 1877 wurde die Verfassung proklamiert. Es war den Türken mit all dem nicht ernst. Aber diese „Tanzīmāt", diese Reformen, die wellenartig einander folgten, wirkten doch. Es ließ sich nun der neue Geist nicht mehr völlig ausschließen. Die Berührung mit Europa wurde immer häufiger. Man glaube nicht, daß bei der Masse damit eine Abwendung vom Islam als Form des religiösen Gemeinschaftslebens eingetreten ist. Kein Türke wird zugeben, daß die islamische K i r c h e einer anderen inferior an Güte und Zuverlässigkeit der Lehre und an sittigender Kraft sei, aber es wird die Kluft zwischen den Geboten der Scharī'a und dem tatsächlichen Rechtsleben und auch dem Vorstellungsleben immer tiefer werden. Es hat sich eine solche

Kluft schon in sehr früher Zeit gebildet, indem undurchführbare barbarische Bestimmungen des Gesetzes einfach fallen gelassen wurden, wie die Bestrafung des Diebstahls mit Handabhauen, die des ungesetzlichen Geschlechtsverkehrs mit Peitschung oder Steinigung. Es sind schon in einer ganzen Anzahl anderer Fälle neuerdings erhebliche Konzessionen gemacht worden. Dieser Prozeß geht unaufhaltsam weiter, und es wird die Zeit kommen, wo auch im Islam selbst die stärksten Anhänger des Buchstabens nicht ohne Erfolg Einspruch erheben werden gegen die einschneidendsten Bestimmungen, wie das ja auch im Christentum der Fall ist. Es bietet sich hier ein religiöses Gegenspiel; im Christentum ist der Krieg verboten; er ist völlig unvereinbar mit dem Geiste des Evangeliums, und er wird dennoch geübt. Im Islam ist der ständige Krieg gegen die Ungläubigen vorgeschrieben, und er wird nicht geübt. In den islamischen Ländern muß es so weit kommen, daß die Geistlichkeit Liebe und Eintracht predigt, entgegen dem Haßgeiste des Islam. So wird es dazu kommen, daß sich um den Übertritt eines Muslims zum Christentum niemand kümmern wird. Wenn es zur Zeit noch anders ist, so wollen wir gerecht sein und fragen: würden wir es uns gefallen lassen, daß zum Übertritt zum Islam in unserem Lande aufgefordert wird? Läßt man es in Britisch-Indien und Niederländisch-Indien geschehen [32])?

Daß die offizielle Türkei die Freiheit der Religionsübung anerkennt, und daß theoretisch in der

Türkei die Christen unbehelligt leben können, und auch die Mission unbehelligt wirken kann, gibt Richter zu. Er sagt S. 54: „Den Hauptwiderstand bieten nicht mehr die staatlichen Institutionen.“ Auch was er darauf folgen läßt, ist im allgemeinen richtig. Er fährt so fort: „Der Widerstand geht vielmehr aus von der tief gewurzelten Abneigung der Mohammedaner gegen das Christentum im allgemeinen, gegen jeden Christen im besondern, und dem vom Koran geheiligten fanatischen Haß gegen die Übergetretenen. Diese Gegenströmungen sind volkstümlich. Sie werden von den Ober- und Unterbeamten ebenso wie von dem gemeinen Mann als selbstverständliche Äußerungen des rechtgläubigen Islam angesehen. Sie lassen sich durch noch so strenge Gesetze nur so weit mildern, als die Europäer ein wachsames Auge haben und jeden Ausbruch des Fanatismus mit Gewalt niederhalten. Von einer Änderung der äußeren Verhältnisse ist also nicht viel zu hoffen. . . . . Solchen volkstümlichen, durch die Religion geheiligten Widerständen gegenüber hilft nur die langsame innere Überwindung durch die Lebens- und Liebesmacht des Christentums. Ist es überall die erste Aufgabe der Mission, Vertrauen zu gewinnen, Mauern des Vorurteils, des Argwohns, des Fanatismus zu überwinden, so ist diese Aufgabe im Orient besonders wichtig und schwierig. Sie kann aber jetzt schon geleistet werden, und je eher sie in Angriff genommen wird, um so besser. Der Charakter der Missionsarbeit im Orient ist nicht aggressiv, sondern apologetisch. Auf Volksbewegun-

gen ist in absehbarer Zeit nicht zu rechnen. Über die verhältnismäßig seltenen Übertritte ist es am besten, den Schleier zu werfen, auch in der Berichterstattung zurückhaltend zu sein. Bei der Predigt des Christentums ist nach Möglichkeit alles zu vermeiden, was den Fanatismus der Mohammedaner reizt. Dagegen ist besonders Gewicht auf die breiten Berührungsflächen, auf den gemeinsamen Boden zwischen beiden Religionen zu legen. Besonders empfehlen sich vier Wege, die den Charakter vorbereitender Arbeit haben: die ärztliche Mission mit ihrem verständlichen, werbenden Dienst christlicher Barmherzigkeit; die Schriftenverbreitung, und zwar ebenso der Bibel, die ja vom Koran ausdrücklich legitimiert wird, wie einfacher christlicher Lehrschriften, zumal in der den Orientalen sympathischen Dialogform; christliche Schulen niederen und höheren Grades, sobald es möglich ist, solche mit Mohammedanerkindern zu füllen; und die Frauenmission in Harems, die mit der sanften, weichen Hand persönlicher Teilnahme in diese Hochburgen des Fanatismus die ersten Lichtstrahlen trägt und Anknüpfungspunkte sucht. Alle diese Arbeiten erfordern Geduld, stille, fleißige Arbeit. Sie scheuen die Öffentlichkeit. Man möchte sogar urteilen, weil es harte Rodearbeit ist, tun hier auch Freimissionare, wenn ihr Christentum nicht eine gar zu wunderliche sektiererische Färbung hat, gute Dienste; und es ist ein kleinerer Schade, daß in Palästina und Syrien, neuerdings auch in Ägypten, sich so viele dieser missionarischen Franktireurs ihr Arbeitsfeld suchen."

Mit diesen Vorschlägen werden die Ziele zu erreichen gesucht, die nicht etwa bloß die christlichen Missionare, sondern alle denkenden und fühlenden Menschen verfolgen, um das Ziel, echte Brüderlichkeit zwischen allen Menschen herbeizuführen, und die Gegensätze des Vorstellungslebens auszugleichen. So weit in diesen Vorschlägen von kultureller Arbeit die Rede ist, wird man ihnen voll und ganz zustimmen können. Nur muß durchaus Einspruch erhoben werden gegen die Vorstellung, daß das Christentum etwas mit der Überwindung jener „volkstümlichen, durch die Religion geheiligten Widerstände" zu tun habe. Die Muslime, die solche Behauptung lesen, werden mit Recht bemerken können, warum es denn der „Lebens- und Liebesmacht" nicht gelungen sei, bei den fränkischen Christen den Haß zu beseitigen, welcher die beiden großen Gruppen der christlichen Kirche gegeneinander erfüllt, und sie werden sagen können, daß da die Christen doch erst vor der eigenen Tür kehren sollten. Und wenn unter den vorbereitenden Arbeiten „die Schriftenverbreitung, sowohl der Bibel wie einfacher christlicher Lehrschriften" genannt wird, so wird ein mit der fränkischen Kultur vertrauter Muslim fragen: warum sollen religiöse Urkunden unter uns verbeitet werden, deren Echtheit zum Teil bestritten, deren Deutung in sehr zahlreichen Fällen unsicher, und deren Verwendung in der gewöhnlichen kirchlichen Praxis reines Menschenwerk ist, das auch für die christlichen Länder nur die Bedeutung eines historisch entwickelten Zustandes hat?

Und wenn die Gründung von „christlichen Schulen" empfohlen wird, so wird der Muslim mit Recht fragen, welche Art von Christentum dabei gemeint ist, da ihm nicht unbekannt ist, daß es außer den beiden großen, die Frankenwelt spaltenden Kirchen noch sehr viele andere christliche Gemeinschaften gibt, von denen jede behauptet, im Besitze der Wahrheit zu sein. Wenn endlich für die „Frauenmission in den Harems" eingetreten wird, so wird niemand die ausgezeichnete Wirkung leugnen, die edle Frankenfrauen auf die verwilderte, innerlich und meistenteils auch äußerlich rohe Gesellschaft üben können, die die islamischen Frauengemächer füllt; aber auch das hat nichts mit der „Lebens- und Liebesmacht" zu tun. Man denke sich sehr wohlmeinende und mit den Lehren des Christentums erfüllte Bibelfrauen des gewöhnlichen Schlages in den Harems wirkend. Was würde wohl dabei herauskommen? Die Vertrautheit mit der christlichen Lehre und der gute Wille, ein guter Christ zu sein, gibt noch keineswegs einen höheren Grad von jener inneren Bildung, die allein auf andere einen segensreichen Einfluß zu üben vermag[33]).

Doch wir wollen gern anerkennen, daß mit der vorsichtigen Übung jener vorbereitenden Arbeiten Gutes geleistet werden kann, wohl bemerkt, wenn sie von Personen geübt wird, die nicht bloß „Missionare" oder „Christen", sondern denkende und fühlende Menschen sind.

Weniger erfreulich als das soeben Ausgeführte ist § 9: Missionarische Auseinandersetzungen mit dem

Islam (S. 55—61). Richter unterscheidet zwischen „der dogmatischen oder apologetischen Auseinandersetzung des heimatlichen Theologen, die darauf abzielt, das Christentum gegenüber dem Islam vor dem denkenden Geiste und dem religiösen Gewissen des Christen zu behaupten, und der missionarischen, welche den Mohammedaner zum Bruch mit dem Islam und zur überzeugungsgewissen Annahme des Christentums zu führen sucht.“ Jene wird in ein paar Worten mit den bekannten Phrasen abgemacht (Minderwertigkeit des Charakters Mohammeds, Starrheit seines Gottesbegriffes usw.). Bei der „missionarischen Auseinandersetzung“ ruft gleich der erste Absatz einen Widerspruch hervor. Denn der alten Wahrheit, daß die islamische Bevölkerung nicht auf „der gleichen geistigen Höhenlage stehe“ (lies: einer gleichmäßigen geistigen Höhenlage), läßt sich die gegenüberstellen, daß auch die christliche Bevölkerung der Erde auf sehr verschiedener geistiger Höhenlage steht, daß selbst bei den christlichen Kulturvölkern eine genauere Kenntnis des Christentums nicht Allgemeingut ist, daß vielmehr auch in Europa und Amerika das Christentum bei etwa 90 Prozent seiner Bekenner eine Überlagerung ist, während die Grundschicht von einer völlig unchristlichen, oder gar antichristlichen Gesinnung gebildet wird. Es würde in der Tat ein islamischer Missionar, genau so wie es hier gefordert wird, bei seinen Bekehrungsversuchen an Christen mit diesem Unterschiede zu rechnen haben. Auf das Bestimmteste muß aber dem Irrtum

entgegengetreten werden, daß es ein „höheres Geistesleben des Islam eigentlich nur in arabischer Sprache gibt“ (S. 56). Weiß denn der Verfasser nichts von den großen Persern, aus deren erhabenen Werken auch jeder Christ eine Fülle von Erbauung und echtem religiösen Leben schöpfen kann[34])?

Es folgt nun ein Kriegsplan für die Bekämpfung des Islam. Seine fünf Hauptfesten werden aufgezählt, und es werden dann die wirksamen Angriffe gegen sie gelehrt (S. 56 ff.): 1. Die verblüffende Selbstgewißheit der Bekenntnisworte: es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet; 2. Der monotheistische Gottesbegriff, der dem Muslim in Fleisch und Blut übergegangen ist; 3. Die islamische Eschatologie: der Muslim kommt in das sinnlich ausgemalte Paradies, der Nicht-Muslim kommt in die Hölle; diese Aussicht hat die Gewähr göttlicher Offenbarung; 4. Das islamische Frömmigkeitsideal: der Muslim hat Allahs Zufriedenheit, wenn er die ritualen Pflichten erfüllt; ins Paradies kommt er, „mag er auch sonst ein Lump sein, oder mag ihn eine Krankheit oder früher Tod treffen“; Aufgabe der Magie ist es, die Kräfte Allahs zur Besiegung der untergeordneten Dämonen in Bewegung zu setzen; religiöse Skrupel, Gewissen spielen dabei kaum mit; 5. Die mystische Gemeinschaft mit Gott; die Mystik bietet den religiös tiefer Veranlagten einen Weg zur realen Gemeinschaft mit Allah; dieser Weg wird gerade in Zeiten religiöser Gärung oder politischer Unruhen vielfach beschritten.

Diese 5 Hauptfesten sollen genommen werden

durch die Missionspredigt auf dreifachem Wege: 1. Die vorbereitende Missionspredigt; 2. Die zentrale Heilspredigt; 3. Die nacharbeitende Predigt. Die vorbereitende Missionspredigt soll den Islam von dem gemeinsamen Boden mit dem Christentum aus den Angeln heben und zwar in dreifacher Weise. Zunächst wird erinnert, daß nach islamischer Lehre zwar die Bibel Allahs geoffenbartes Wort ist, aber die Christen die Offenbarung in ihrem Interesse gefälscht haben; durch „geschickte Benutzung“ dieser Lehre sollen die Muslime dazu geführt werden, die Bibel selbst zu lesen, um sie mit dem Koran zu vergleichen. Wenn sie sich überzeugen, daß die Behauptung der Fälschung unhaltbar sei, wenn sie „mithin genötigt werden, die Bibel als das reine Wort Gottes neben dem Koran anzuerkennen“, so ist eine sachliche Auseinandersetzung möglich; dazu wird die hübsche Geschichte erzählt, daß vor einigen Jahren in der Azharmoschee in Kairo eine Abordnung nordindischer Mollas erschien, um im Gegensatz zu der „verfälschten“ Christenbibel die reine, unverfälschte Bibel zu suchen. Ferner sollen die im Koran enthaltenen Geschichten der Bibel in apokrypher Ausmalung mit dem Bibeltexte verglichen, die Unsinnigkeit und Unzuverlässigkeit der ersteren nachgewiesen und auf diesem Wege das Vertrauen in die Unfehlbarkeit und Autorität des Koran von Grund aus untergraben werden. Endlich sollen Christus und Mohammed an der Hand von Koranstellen miteinander verglichen und der höhere Wert Christus’ nachgewiesen werden: „Der überlegene sittliche Charakter des

Herrn, seine Heiligkeit gegenüber der Unheiligkeit Mohammeds“ soll an das Gewissen gebracht werden. Vorsichtig wird hinzugefügt, daß diese Arbeit sich weniger zur mündlichen Predigt eigne und wirksamer auf dem Wege apologetischer Literatur geschehe.

Es wird dann „die zentrale Heilspredigt“ erörtert. Die entscheidende Frage für Muslime wie für Heiden sei, ob sie das Heil Gottes in Christo ergreifen; die verständliche und wirksame Darbietung habe allerdings ihre Schwierigkeit; „es muß bei jeder auch noch so schlichten Darlegung des Versöhnungswerkes Christi seine wahre Gottheit statuiert werden, und es können die religiösen Gedankenreihen nicht unterschlagen werden, welche dem Lehrstücke von der heiligen Dreieinigkeit zugrunde liegen. Gerade diese beiden Punkte aber, die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit, sind von jeher die Lehren, welche den Moslemen am anstößigsten gewesen sind und sie zur Wut gereizt haben. Es wäre ganz verfehlt, wie von liberaler Seite wohl erwogen worden sei, diese beiden christlichen Lehrstücke in der Missionspredigt zurückzustellen. Sie sind uns Kern und Stern des Christentums. Und die Aufgabe ist, die Mosleme zum vollen Glauben an den gekreuzigten Gottessohn hinanzuführen. Da helfen keine Kompromisse. Der wirksame Weg ist vielmehr, möglichst umfangreich biblische Geschichten zu erzählen und in ihnen die Mosleme den ganzen Heilsratschluß Gottes, der zur Sendung seines Sohnes zur Erlösung der Welt führte, gleichsam miterleben zu lassen. *Können am Tage Bilder,*

am Abend Lichtbilder diese heilsgeschichtlichen Predigten erläutern und beleben, um so wirksamer werden sie sein. Von der Erkenntnis aus, was Gott zur Erlösung der Welt getan hat, kommt der Moslem zur Erkenntnis seiner Sünde; nicht umgekehrt; denn sein väterlicher Glaube mit den geringen, formal zu erledigenden Anforderungen Allahs an die Gläubigen verzehrt den direkten Appell an das Gewissen: ‚wenn es gewiß ist, daß Allah nicht mehr fordert, als wir stets geübt haben, warum uns das Herz schwer machen!‘ Nur die unerbittliche Logik der Heilsgeschichte kann diesen einschläfernden Trugschluß zerreißen“. Es wird dann festgestellt, daß es sich in der Mohammedanermission überall um *Einzelbekehrungen*, *nicht* um *Volksbewegungen* handele. Es wird zugestanden, daß „die Mehrzahl der Christen auch in der alten Christenheit im ersten Artikel stecken bleibt“. Aber in der Missionspredigt vor Mohammedanern ist mit den Wahrheiten des ersten Artikels nichts anzufangen, „man kommt an sie erst mit dem zweiten Artikel heran, mit der Zentraltatsache der Erlösung durch das Blut des Sohnes Gottes; das ist, wenn man so sagen darf, überall die höhere Stufe des christlichen Glaubens, zu der nur Minderheiten hinaufsteigen. Kein Wunder, daß auch unter den Moslemen immer nur einzelne den Weg zu ihr finden. . . . . . Deshalb ist es in der Mohammedanermission so viel schwerer, fest gefügte Gemeinden zu bilden.“ Es wird dann endlich die

„nacharbeitende Predigt" besprochen: „der gewesene Moslem muß den ganzen Gottesbegriff im Lichte seiner christlichen Erfahrungen umdenken, Gott den starren Charakter eines willkürlichen, orientalischen Despoten nehmen und ihn mit ethischem Gehalte füllen". Er muß auch den Fatalismus, den Korrelatbegriff der Allmacht Gottes, innerlich überwinden und sich in die christliche Stellung der Kindschaft einleben. Dazu kommt die Umlebung des sittlichen Ideals aus Mohammed in Christus Jesus; „im Islam werden gerade die ethischen Gebiete als peripherisch betrachtet, die uns als zentrale gelten, und umgekehrt ist der Nachdruck auf Gebiete gelegt, die nach unserer Auffassung von selbst in Ordnung kommen, wenn das Herz richtig ist. Haupttugend des Islam ist Gehorsam, Unterwerfung unter, wenn auch nicht verstandene Forderungen Gottes. Dagegen setzt das Christentum die Liebe, welche den Willen Gottes in ihren Willen aufnimmt. Diese sittliche Umlebung erobert dann ein vom Islam verwildertes ethisches Gebiet nach dem anderen, beseitigt die Polygamie und die Sklaverei, schafft die Grundlage für die Erziehung des weiblichen Geschlechts usw." Dann erblüht anstelle der sinnlichen Eschatologie „aus dem christlichen Glauben und der Liebe zum Herrn die geläuterte Christenhoffnung mit dem Grundakkord: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein".

Ich habe diese Ausführungen so ausführlich wiedergegeben, um einmal an diesem Beispiel zu zeigen, wie beschaffen das Christentum eines großen Teils der

Missionare ist, welche Vorstellungen sie vom Islam haben, und wie sie den Kampf gegen diesen in ihren Köpfen lebenden Islam zu kämpfen gedenken.

Zunächst ist zu den Konstruktionen des Verfassers zu bemerken, daß man in den drei Arten der Missionspredigten vergeblich nach Beziehung auf die fünf Hauptburgen des Islam sucht, die durch diese Predigten erobert werden sollen. Von der „Selbstgewißheit" (Feste 1) ist weislich darin nicht die Rede. Wer die Psyche des „gläubigen" Christen kennt, weiß, daß die Selbstgewißheit von ihm als ein Hauptbeweis für die Richtigkeit der Religion betrachtet wird; der Gläubige schließt genau wie der Muslim: „In weltlichen Dingen mögen die Nichtchristen (Nichtmuslime) die Oberhand haben; aber wir haben die wahre Religion" (vgl. S. 56); der einzige fruchtbare Gedanke, der hierbei geäußert wird und übrigens schon oft ausgesprochen ist, ist das Gefühl der Unsicherheit bei den animistischen Heiden; das wird freilich hauptsächlich da von Bedeutung, wo es noch Völker mit reinem Animismus, d. h. in Afrika und in Teilen Ostasiens gibt; da gilt es, der verblüffenden Selbstgewißheit des Islam eine noch verblüffendere des Christentums gegenüberzustellen; mit einer die Heilswahrheiten begründenden Predigt ist da nichts getan; in diesem Kampfe siegt nur die Energie, mit welcher die Überzeugung von der Richtigkeit der Lehre immer wieder ausgestoßen wird, und selbst in Fällen, wo ein Übergang vom Animismus zum Islam stattgefunden hat, mag wohl die Sicherheit und das bestimmte Auftreten christlicher Lehrer wirken, wie

denn ja zahlreiche Gemeinden Niederländisch-Indiens, die dem Islam gewonnen waren, sich dem Christentum zugewandt haben sollen.

Recht übel steht es um die zweite Feste des Islam: den monotheistischen Gottesbegriff; es ist völlig unverständlich, wie hier ein Angriffsobjekt für die Mission vorliegen soll. Betrachtet denn der Verfasser das Christentum als nicht monotheistisch? Er hat sich hier verloren: er spricht sieben Zeilen lang gegen „das polytheistische oder animistische Heidentum“ und wie die Abkehr von den Vielgöttern, den Geistern herbeigeführt werden soll; dann erinnert er sich, daß er sich ja mit dem Islam beschäftigen will und stellt fest: „das fällt bei den Mohammedanern weg; eine wie große Rolle auch in ihrem Denken und Leben die Geister spielen, die unbedingte Oberherrschaft Allahs ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen“ (S. 56 f.). Man fragt: Was soll das alles[35])? Es wurden schon die Worte angeführt, mit denen die Lehre von dem Sohne Gottes als Gott neben Gott und von der Dreigottheit verteidigt wird. Nun liefert aber der Verfasser ungewollt selbst eine Kritik jener mystischen Konstruktion, indem er sein Buch mit den Worten schließt (S. 316): „Der Grundton der protestantischen Missionsarbeit ist das Mitleid mit diesen Kirchen, die bei aller *Christusvergötterung* christuslos geworden sind, und die Hoffnung, daß die wieder mit dem Geist und Leben durchdrungenen Kirchen eine Siegesmacht in der islamischen Welt des Orients sein werden.“ Das kann doch natürlicherweise nur so verstanden

werden: jene Kirchen haben eine nicht zu billigende Christusvergötterung geübt, und erst wenn sie wieder mit dem Geist und Leben des Menschen Christus durchdrungen sind, werden sie auf die Islamwelt wirken. Man kann der Mission durchaus sympathisch gegenüberstehen, und man kann doch wünschen, daß ihre Bemühungen scheitern, den Monotheismus, nenne er sich Judentum oder Islam, zu erschüttern. Es ist ja endlich auch in den Kreisen, die bis jetzt fast allein das Missionswerk in der Hand gehabt haben, die Erkenntnis durchgedrungen, daß die Trübung des Monotheismus, die in der Dogmatik des positiven Protestantismus liegt, dem Islam gegenüber nicht aufrecht erhalten werden kann. Bemerkenswerte Worte in diesem Sinne finden sich in *Report of Commission IV* (der World Missionary Conference 1910) S. 136, wo die „Gottessohnschaft“ Jesus’ erklärt wird als *term not intended to express physical generation, but personal relations of dependence, affection and submission of Christ to God.* Von der übernatürlichen Geburt ist mit keinem Wort die Rede (auch in *Moslem World* 1911 S. 387 ist die *virgin Mary* ausgeschaltet; sie gehört zu den „*ignorant forms of misbelief that we also repudiate*“). Daß man sich noch nicht von der Dreieinigkeit trennen kann, ist psychologisch erklärlich; aber man empfindet voll, daß man mit dieser Konstruktion der römischen Kirche, die leider vom Protestantismus übernommen wurde, nicht weiter kommt; die ganz auf Prämissen aufgebauten, scholastisch - mystischen Deduktionen Gairdners *Moslem World* 1911 S. 381—407 zeigen

uns die Ohnmacht, das Mysterium anders annehmbar zu machen als durch ein *sacrificium intellectus,* das zu bringen natürlich jedem freisteht, das aber in Fragen zu fordern, die nicht eine sicher erziehliche Bedeutung haben, die Mission vermeiden sollte. Die bestimmte Ablehnung alles zum Polytheismus neigenden, auch tatsächlich aus polytheistischen Momenten des Hellenismus stammenden Nebenbildungen des christlichen Dogmas ist nicht ohne gute Wirkung geblieben, und der Redliche erkennt den guten Willen und die Einsicht an, die die folgenden Worte Gairdners zeigen (zitiert Report of Commission IV S. 135): „*The first point to be seized is this, that contact with unitarian, deistic Islam forces the Christian Church to work out again her theology experientially. And so the „Mohammedan question" may possibly be as life from the dead to the Christian Church itself . . . Christians who preach the Trinity must know the secret of the Trinitarian life, else they in turn will be as futile as those have been who claimed to embody orthodoxy itself . . . Islam then forces us to find the Trinity in our heart; and it forces us to find the Trinity in the heart of God.*" [36])

Ist es durchaus unzulässig, den Monotheismus des Islam zu bekämpfen, zumal wenn man die doch ebenfalls rein monotheistische Religionsform des Volkes Israel als auf göttlicher Offenbarung beruhend ansieht, so darf auch nicht ein Vorwurf gegen den islamischen Monotheismus in dem Sinne formuliert werden, daß er viel schlechter sei als die Lehre von Gott dem

Vater. Auch Richter operiert wieder mit der Vorstellung, der islamische Allah habe „den starren Charakter eines willkürlichen, orientalischen Despoten"; es wird auch hier wieder von dem „Korrelatbegriff der Allmacht Gottes, dem Fatalismus" gesprochen. Weiß der Verfasser nicht, daß die Lehre von der Prädestination auch in der christlichen Kirche Vertreter gefunden hat? Es kann nicht zugegeben werden, daß der Islam den monotheistischen Gottesbegriff einzig von der Seite der Starrheit und Grausamkeit kennt: unzählige Male wird im Koran Allah der Verzeihende, der Gütige genannt (eine ausgezeichnete Zusammenstellung der koranischen Attribute Gottes gab Goldziher in den „Vorlesungen über den Islam" S. *22* f.).

Es bleiben nun die drei Hauptfesten: die islamische Eschatologie, das islamische Frömmigkeitsideal und die mystische Gemeinschaft mit Gott. Auch sie anzugreifen ist Pflicht des Missionars. Von der Mystik wird er freilich besser die Hand lassen. Denn der echte Mystiker führt den christlichen Dogmenprediger ebenso schnell und sicher ad absurdum wie den islamischen. Und gerade dem christlichen kann er sagen: was du lehrst, bezeichnest du ja selbst als Mysterium; zugleich aber entwürdigst du es, indem du es in Formeln bannst, indem du zwingen willst zu dem, was doch nur durch persönliches Ringen erworben wird[37]). Richter unterläßt es auch weislich, einen Wink zu geben, wie man diese Burg des Islam „angreifen" soll. Hat das rein dogmatisch orientierte Christentum zu den Mystikern keinen Weg, weil Abgründe zwischen

den Dogmatikern und den freien Gottsuchern liegen, so wäre ein Auftreten gegen den Sufismus auch taktisch falsch; denn das würde nur die Geschäfte der islamischen Dogmenorthodoxie besorgen, die rufen würde: Seht ihr's, auch die Fremden wollen von diesen Gottlosen nichts wissen! Die Mission sollte vielmehr in den Mystikern Bundesgenossen sehen, die auf Erweckung hinarbeiten, wie ja auch in Europa die Gemeinschafts- und Erweckungsbewegung zeitweilig und lokal in Flor steht, ohne daß die positiven Dogmatiker eine erhebliche Gefahr darin suchen. Viel kommt meist nicht dabei heraus. Aber es kann doch gelegentlich zu einer Schwächung des übelsten Fanatikertreibens kommen: ein Ghazālī ist ohne die Reihe der Mystiker von Ibrahim Ibn Adham an nicht denkbar, und wir wissen alle, einen wie großen Anteil die Mystik an der Bildung und Stählung des großen deutschen Reformators hatte. Für den Islam wird freilich die so nötige Reform sicherlich nicht von dieser Seite kommen, sondern von der eines durchaus überzeugten Anschlusses an die fränkische Methode der rein geistigen Arbeit.

Die eschatologischen Vorstellungen hängen mit dem Frömmigkeitsideal zusammen. Denn die Frömmigkeit ist das Mittel, zu einem befriedigenden Zustande nach dem Tode zu gelangen, wie er sich in jener großen Entscheidungsstunde offenbart, wo das Gericht gehalten wird. Der Islam zeigt hier nicht die geringste Abweichung von dem Vorstellungsleben des Christentums. Sie gehen zusammen bis auf die Frage:

Glauben oder Werke? Die Prädestinationslehre wurde schon erwähnt, und das tausendjährige Reich, das sich ebenbürtig neben die Mahdi-Lehre stellt, hat auch in protestantischen Kreisen genug Köpfe benebelt. Es ist gegen die Lehre des Islam vom Glauben und von den Werken prinzipiell nur in zwei Punkten etwas einzuwenden: die sind der Kampf gegen die Ungläubigen und die Tötung des Apostaten nach dreimaliger Aufforderung zur Rückkehr. Durch Predigen gegen diese Barbareien läßt sich gewiß etwas ausrichten, aber es darf nicht von Andersgläubigen oder Abgefallenen ausgehen, sondern es muß aus der islamischen Gemeinde selbst sich entwickeln. Nur bei einer großen Bewegung aus den islamischen Massen heraus, etwa wie die der Babis in Persien sich darstellt, könnte es zu einer Volksbewegung kommen gegen das Schariat und gegen die traditionelle Dogmatik und dadurch zu einer Annäherung an das gesamte Geistesleben der Frankenwelt[38]). Das wäre etwas anderes als die Einzelbekehrungen, um die es sich ja bei der Islammission nach Richters eigenem Geständnis (S. 60) nur handelt. Was als Angriffsmittel gegen das Frömmigkeitsideal in der „nacharbeitenden“ Predigt geboten wird (S. 61), ist recht schwach. Die „Umlebung des sittlichen Ideals aus Mohammed in Christus Jesus“ ist deshalb unstimmig, weil ja nach Richters Auffassung Jesu ein anderes Wesen ist als Mohammed, und auch deshalb, weil die Sündlosigkeit Mohammeds für den Muslim eine andere ist als die Sündlosigkeit Christi für den positiven Christen. Vor allem sollte man nicht be-

haupten, diese sittliche Umlebung werde „die Polygamie und die Sklaverei beseitigen, die Grundlagen für die Erziehung des weiblichen Geschlechts schaffen usw.“ Denn die höhere Sittlichkeit in der Ehe bei den Franken ist nicht ein Werk nur des Christentums, sondern das Ergebnis einer langen Entwicklung, in der das Christentum neben anderen, nicht minder bedeutenden Faktoren steht [39]).

Von dem verehrten Verfasser, der der Sache der Mission seine beste Kraft widmet und ihr die Wege weist, die für sein religiöses Empfinden die allein förderlichen sind, erwarte ich, daß er die freimütige Kritik, die ich an seinen Leitgedanken für die missionarische Auseinandersetzung mit dem Islam geübt habe, als das aufnimmt, was sie sein will: eine ehrliche Aussprache über Grundfragen des religiösen Lebens und über die Verwertbarkeit religiöser Systeme für die Entwicklung der Gesellschaft zu höheren Lebensformen. Er sieht das Heil in der Verbreitung der Dogmen einer Gruppe der protestantischen Kirche, die heute noch die Oberhand bei uns hat, die aber ebenso gewiß einer freieren Gestaltung Platz machen wird, wie sie selbst gegenüber der Richtung, die fast dreihundert Jahre die protestantische Kirche beherrscht hat, eine Art Ketzerei darstellt. Der Eifer, mit dem an diesen Dogmen festgehalten wird, unterscheidet sich nicht von dem, mit welchem die Diener der katholischen Kirche an ihrem Dogma festhalten. Daß die Fähigkeit des Festhaltens, die Stetigkeit in der römischen Kirche bedeutend größer ist, macht keinen er-

heblichen Unterschied für das Leben, auch nicht für den missionarischen Erfolg[40]). Der Einfluß der Missionare auf orientalische Christen, Muslime, Heiden hängt nicht von der Lehre ab, die sie verkünden, und es ist unnütz, dem Missionar für seine Arbeit Richtlinien anzugeben, die im wesentlichen der Dogmatik angehören. Der Erfolg der missionarischen Tätigkeit ist das Ergebnis einer großen Menge von Faktoren. Das wird ja auch heute von den Missionaren selbst schon häufig anerkannt. Es ist bei dem völkischen Leben, bei dem Wirtschaftsleben, bei dem staatlichen Leben (Hilfe zur Selbständigkeit), bei dem Vorstellungsleben in seinen nicht religiösen Zweigen, bei der Gestaltung des Trieblebens (körperliche Ausbildung, Blutgesellung) auf die erzieherische Tätigkeit der Missionare hingewiesen worden, die der unbefangene Beobachter weit höher einschätzt als die Anfreundung mit den Formulierungen einer Kirche. Wenn man das Ergebnis einer vollkommen sittlichen Erziehung als christliches Leben bezeichnen will, so ist nichts dagegen einzuwenden. Einen klassischen Ausdruck haben dieser Betrachtung der Sache die guten alten amerikanischen Missionare Syriens (Eli Smith, Cornelius van Dyk) gegeben, indem sie als Leitspruch verkündeten: Der Weg zum Christentum führt über physische und moralische Reinlichkeit [41]).

Man mag hinsichtlich der christlichen Lehre einen andern Standpunkt einnehmen, man wird doch gern die Wärme anerkennen, die echte Begeisterung, die aus jeder Zeile des R i c h t e r schen Buches sprechen,

und man wird es dem Subjektivismus, von dem jeder von uns sein Teil hat (und nicht die Schlechtesten ein erhebliches Teil) zugute halten, wenn der Ton hin und wieder an Überhebung streift. Es ist eine vornehme Gesinnung, die aus dem Werke zu uns spricht, und man hat es zugleich mit einem vielseitig gebildeten, gut geschulten Manne zu tun. Es ist ja leider nicht immer so bei missionarischen Äußerungen, und ich kann diese Ausführungen nicht schließen, ohne erneut Protest zu erheben dagegen, daß dem deutschen Publikum, sei es auch in untergeordneten Organen, in der Absicht, das Missionswerk zu empfehlen, über den Islam Dinge erzählt werden, die von einer vollkommenen Unkenntnis des tatsächlichen Zustandes zeugen, und daß in ihnen Personen zu Worte kommen, die, ungenügend geschult und unfähig zur kritischen Betrachtung, sich durch persönliche Erfahrungen und durch den Geist der früher üblichen Religionskämpferei zu unberechtigten Anschuldigungen verführen lassen. Es darf z. B. nicht gesprochen werden von „dem nach Christenblut dürstenden Islam". Das ist demagogische Hetzerei, die auf einer Stufe steht mit den Beschimpfungen der fränkischen Christenwelt, die vordem zum guten Tone gewisser islamischer Kreise gehörte, deren aber die erleuchteten Geister des Islam nie fähig waren, und die anzuwenden in der Islamwelt immer mehr außer Brauch kommt [42].

III

Die Eroberung der Islamwelt

Eine französische Beleuchtung der angelsächsischen und germanischen protestantischen Missionen

Die christliche Mission hat in den letzten Jahrzehnten ihr Arbeitsfeld erweitert, ihre Methoden vertieft. Der Hauptanteil entfällt hierbei auf die protestantische Mission. Man wird vielleicht sagen dürfen, die katholische Mission sei im wesentlichen stabil geblieben[43]). Jenes Anwachsen der protestantischen Betätigung findet seine Erklärung in einem wirtschaftlichen Moment: die Geschäftswelt Europas und Amerikas erkannte den hohen Wert, den die Mission für ihre Beziehungen zu fernen Ländern hat, und unterstützte sie mit beträchtlichen Summen. Erst in zweiter Linie steht eine Steigerung des Interesses an Unternehmungen religiösen Charakters, das übrigens, wenigstens in Deutschland, nur auf kleine Kreise beschränkt ist. Es mag nicht unbedenklich scheinen, daß die protestantische Mission durchaus im Banne der starrsten Orthodoxie steht, und man wird die Augen offen halten müssen, damit nicht diese Richtung nach dem Erfolge unter den „Heiden" nun etwa Angriffe auf unser heimisches Geistesleben wagt. Für Deutschland können wir bei dem gesunden Sinne unseres Volkes unbesorgt sein. Und so muß auch fernerhin von zwei Seiten her eine Einwirkung auf die Entwicklung geübt werden: 1. Es muß der Arbeit der Mission sorgfältig nachgegangen, es müssen namentlich ihre Theorie und

Technik, wie sie in neuster Zeit gefördert worden sind, geprüft werden, unter mittätiger Ausbildung der nichtreligiösen Momente; 2. der Staat muß, wenigstens so weit Kolonien in Betracht kommen, eine scharfe Aufsicht üben und darüber wachen, daß das, was allein für ihn an den Missionsbestrebungen von Interesse ist, die Werke sozialer Fürsorge, in gehöriger Weise Vertretung findet, sowie daß nicht in irgendeiner Weise Gewissenszwang geübt wird.

Das Studium des neuen protestantischen Missions-Kurses ist nun in geradezu mustergültiger Weise vorgenommen von Alfred Le Chatelier in *La Conquête du Monde Musulman* (Novemberheft 1911 der von ihm herausgegebenen Revue du Monde Musulman), 327 Seiten, einer Arbeit, die in ihren Einzelheiten von dem ihm zur Seite stehenden Stabe vorzüglicher Mitarbeiter ausgeführt ist. Der spiritus rector ist er, und von ihm sind die allgemeinen Teile des Werkes geschrieben: die Einleitung und die „Conclusions".

Der hochverdiente Gelehrte, der in besonderer Weise dazu beigetragen hat, der Soziologie den ihr gebührenden Platz in dem akademischen Unterrichte Frankreichs zu schaffen (er hat den Lehrstuhl für Geschichte und Soziographie der mohammedanischen Länder am Collège de France inne, vgl. mein „Islam und Reform" in den Beiträgen zur Kenntnis des Orients" VIII), ist völlig parteilos. Echter Gesellschaftwissenschaftler, sieht er in den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens die Evolution von Kräften, die sich nach Gesetzen vollzieht, Gesetzen, die eben die

Soziologie zu finden und zu begründen berufen ist. Aber der Gelehrte gehört selbst auch Gesellschaftgruppen an. Sucht er Wirkungen und Gegenwirkungen in dem sozialen Leben zu erkennen, so begibt er sich damit nicht des Rechts, sich als Glied der Gesellungen zu fühlen und nach dem, was ihn die Vernunft als das Richtige erkennen läßt, mit einem Einschlage von Sympathien und Antipathien, Stellung zu nehmen. Le Chatelier ist Franzose von starkem völkischen Empfinden, er befindet sich wirtschaftlich in einer günstigen Lage und gehört in seinem Vorstellungsleben keiner Kirchengemeinschaft an, sondern ist eine nach Erkenntnis durstende und ringende Seele. Politisch ist er völlig frei und nimmt keinen Anstand, den hetzenden Parteien Frankreichs, namentlich der sich nationalistisch gebärdenden, in Wirklichkeit rein kapitalistische Interessen verfolgenden Gründer- und Spekulantengruppe unentwegt den Spiegel vorzuhalten.

Die Behandlung der protestantischen Missionen knüpft sich für Le Chatelier an das Problem der „Politique Musulmane“, dem er in seiner Zeitschrift das Heft Oktober 1910 gewidmet hat. Er legte dort die Ansichten dar, die er sich gebildet hatte über die Zukunft des Islam und die Art, wie die politischen Möglichkeiten vonseiten der Kulturwelt zu betrachten und vielleicht zu leiten seien [1]. In dieser Arbeit urteilt

---

1) Eine knappe Darstellung der von Le Chatelier in dieser hochbedeutenden Arbeit vertretenen Ideen nach der älteren kürzeren Fassung in La Position Economique de l'Islam (Rev. Econ. Intern., Juli 1910; die

er von einem sehr hohen Standpunkt aus. Er ist frei von Feindseligkeit gegen den Islam als Religion, er ist frei von unfreundlichen Gefühlen gegen einzelne islamische Völker, er ist auch frei von Engherzigkeit in dem Urteile über die Teilnahme der Kulturwelt an der Weiterbildung der Islamwelt. Als französischer Patriot wünscht er seinem Lande, seinem Volke einen besonders großen Anteil an der Kulturarbeit, die da zu tun ist. Auch das ist echt patriotisch, daß er Frankreich für besonders berufen hält, eine heilsame Aktion zu üben (S. 5). Der springende Punkt in seinen beiden Arbeiten ist, wie er sich die Aktion Frankreichs denkt [44]). Le Chatelier will die „Université", d. h. die französischen Hochschulen für das große Werk der Zivilisierung des Orients mobil machen. Ich

---

„Politique" lag mir noch nicht vor) mit eigener Stellungnahme dazu gab ich in dem schon oben erwähnten Aufsatz „Islam und Reform". Ich konnte der Auffassung einer gewaltigen islamischen Wirtschaftsentwicklung nicht beistimmen, weil solche Entwicklung sich unabhängig von der religiösen Gesellung vollzieht. Wenn sich „islamische" Handelsgesellschaften, Banken, Hotelunternehmungen und dergl. bilden, so erweist sich sehr schnell diese Spekulation für einen wirklich großen Betrieb als unfruchtbar. Es ist ebenso wie mit „christlichen Missionshospizen", wie mit jüdischen Banken u. ä. Man hält sich eine Weile, man hat sogar vielleicht einen kleinen Profit. Aber wirtschaftliche Betriebe großen Stils, die in das ganze Gesellschaftsleben eingreifen, lassen sich auf diesem Grunde nicht aufbauen, und die Islamwelt wird eine innere Stärkung nicht erfahren, wenn es auch noch so viele islamische Handelshäuser, Aktiengesellschaften usw. gibt.

gebe die beiden Abschnitte, in denen er seine Gedanken entwickelt, in Übersetzung wieder. Man wird seine Worte, in denen sich ein nicht unberechtigter Schmerz kundgibt über das Zurückstehen Frankreichs in der großen Bewegung, nicht ohne Sympathie lesen. Zugleich wird man Bedenken äußern dürfen, ob der von ihm angeratene Weg Erfolg verspricht, ja ob er vom Standpunkte des Kulturfreundes aus zu billigen ist. Auf diese Fragen soll in einem Schlußworte hier Antwort gesucht werden. Hören wir ihn zunächst selbst [1]).

(Einleitung) (5) „In der Abhandlung von 1910 über das Problem einer islamischen Politik sagten wir: ‚Die Arbeit Frankreichs im Orient muß zunächst erziehlich und intellektuell sein, um in weiterem und sicherem Maße heilsam werden zu können.‘ Zur Lösung dieser Aufgabe dürfen wir nicht auf die Privatunternehmungen aus kirchlichen oder Laienkreisen rechnen. In unserer Gesellschaft, wo alles auf das Staatsbudget zugeschnitten, und die der Entwicklung von Unternehmungen der Privatinitiative nicht günstig ist, sind sie ohnmächtig; außerdem haben sie besonders gerichtete Ziele. Ihre Anstrengungen würden ohne Bedeutung bleiben für die allgemeine Unpersönlichkeit eines gemeinschaftlichen Vorgehens, wie es heute nötig ist. Einzig die Hochschulen, mit ihren Hilfsmitteln, ihrer Blütenfülle von Intelligenzen, Kennt-

1) Die eingefügten Ziffern sind die Seiten des Novemberheftes 1911 seiner Revue.

nissen und gutem Willen könnten den Bedingungen genügen. Möge es ihnen vergönnt sein, voranzugehen und ihre Hochschuleinrichtungen überallhin in die Islamwelt ausschwärmen zu lassen.

(6) Eine starke Stütze für diese Betrachtungsweise wird man in den hier folgenden urkundlichen Mitteilungen über die angelsächsischen und germanischen evangelischen Missionen finden, die in der Islamwelt an der Arbeit sind. Es kommen ihnen soziale Kräfte zugut, die von den für unser Volk charakteristischen verschieden sind; durch sie haben sie eine Bedeutung gewonnen, die weit über das hinausgeht, was man sich in Frankreich gewöhnlich vorstellt.

Seit langem hatten wir vor, einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit dieser Missionen zu geben, die sowohl durch den Reichtum ihrer materiellen Hilfsmittel im Kampfe gegen den Islam wie durch ihre Methoden Beachtung verdienen.

Das in Frankreich alleinstehende Beispiel der katholischen Mission in Beirut regt zu mancherlei Erwägungen an. Der mannigfaltige Unterricht, der in der Universität des Heiligen Josef erteilt wird, hat zwar keinen direkten Einfluß auf das Vorstellungsleben in der islamisch-arabischen Welt, aber er hat nichtsdestoweniger zur Entwicklung der französischen Kultur in Syrien und Ägypten in intensiver Weise beigetragen. Ziele und Methoden der Erziehung waren andere als im französischen Lyceum in Galata. Aber die Ergebnisse lassen sich vergleichen, soweit die Aus-

breitung der Kenntnisse und Gedanken, die von der französischen Sprache getragen werden, in Betracht kommt.

Dieser Fall zeigt, daß religiöse Missionen, die über ein erhebliches Budget verfügen und intelligent und methodisch geleitet werden, selbst in Islamländern für die Durchdringung mit den europäischen Kulturen viel leisten können.

Der Ehrgeiz der Missionen liegt in einer anderen Richtung. Rev. Samuel M. Zwemer, der Begründer und Direktor von The Moslem World, hat die Güte gehabt, aus Bahrein unter dem 2. August 1911 einen Brief an uns zu richten. (7) Dieses Schreiben zeigt Hoffnungen für die evangelischen Missionen, die vielleicht zu weit gehen. Man urteile nach folgender Stelle: ‚Die Ergebnisse der Missionsarbeit in islamischen Ländern haben einen doppelten Charakter: sie sind aufbauend und zerstörend, oder, wenn Sie wollen, zersetzend und wiederaufbauend. Es ist nicht der geringste Zweifel, daß man den Missionen viel mehr als der westlichen Zivilisation die Tatsache verdankt, daß zum Beispiel in der Türkei der Islam auf dem Wege ist, seine Dogmen und seine Moral zu modifizieren. Ebenso steht es in Ägypten und überall sonst. Die Zahl der zum Christentum Bekehrten darf nicht nach den Taufstatistiken geschätzt werden. Wir, die wir an Ort und Stelle sind, wissen, daß es buchstäblich Hunderte von Muslimen gibt, die heimlich an die christliche Religion glauben und den Islam im Herzen aufgegeben haben.‘

Kein Zweifel, daß die protestantischen und katholischen Missionen zur Erschütterung des islamischen Dogmas beitragen. Die Ursache ist aber weniger der Gegensatz eines anderen Dogmas als das Auftreten der Gedanken, die die eruopäischen Sprachen begleiten. Diese Gedanken bringen durch das Englische, das Deutsche, das Holländische wie durch das Französische den Islam in Berührung mit der europäischen Presse und erleichtern so den materiellen Fortschritt der Islamwelt. Sie treffen und zersetzen den religiösen Gedanken, der seine Kraft nur aus der Vereinzelung schöpfte.

Darf man wirklich mit unserm hervorragenden Korrespondenten schließen, daß Hunderte von innerlich Bekehrten in dem Schreine ihres Gewissens den Augenblick erwarten, wo sie sich als Christen bekennen können? In den Gruppen, die in ethnischem Sinne iranisch und Hindus sind, und wo die Veränderlichkeit der Glaubensvorstellungen geradezu einen sozialen Charakterzug ausmacht, hätten vereinzelte Bekehrungen nichts Überraschendes. Ebenso bei Semiten des hebräischen Zweiges. Weniger aber darf man auf Übertritte rechnen bei den Saijids, Pathanen und (8) Scheichen Indiens, bei ihren afghanischen Nachbarn, bei allen Türken und Turkmenen und bei den wirklichen Arabern und Persern. Bei der großen Mehrheit der islamischen Völker darf man das Aufgeben der sozialen Einrichtungen des Islam zugunsten eines anderen Kultus nicht erwarten. Die fortschreitende Schwächung des islamischen Gedankens und die

entsprechende „Untergrabung“ vollziehen sich überall. Aber der religiöse Geist erfährt nur eine Zersetzung, nicht einen Wiederaufbau.

Das Problem gehört übrigens zu der Gruppe von Problemen, deren Erörterung nur ein platonisches Interesse hat. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß der Satz von einer mehr oder minder schleunigen Evolution des Islam durch die Zersetzung und Untergrabung seiner religiösen Vorstellungen uns durchaus annehmbar und natürlich erscheint. Dagegen scheint uns eine sich daran schließende Bekehrung des Muslims zum Christentum außerhalb der Wahrscheinlichkeit zu liegen. Wie Christ und Jude wird auch der Muslim durch die Lehren des modernen Lebens nicht eben zu religiösen Glaubensvorstellungen hingezogen. Er wird vielmehr davon abgelenkt.

Wie man auch immer über die Ergebnisse denken mag, die das Missionswerk im zweiten Teile seines Programmes zu erwarten hat, das ist sicher, daß die Erziehungsbemühungen des Christentums von einer Entislamisierung begleitet werden. Die politische Aufteilung des Islam wird diesen Prozeß besonders scharf hervortreten lassen, denn sie erleichtert alle zivilisatorischen Betätigungen Europas. Tatsächlich verschwindet der Islam politisch. Er wird bald nur noch als eine Zivilisation eigener Art bestehen, die in den westlichen Herrschaftsgebieten untergebracht ist.

Unsere Freunde aus der Islamwelt werden vielleicht finden, (9) daß man etwas frei über ihre Zukunft verfügt. Aber sie ist jetzt nicht allen Folgen des Irr-

tums der Jungtürken ausgesetzt, die als Erben des Hamidismus an seinen politischen Verirrungen festhielten, nachdem sie ihn gestürzt hatten? Sie konnten das Osmanische Reich und das Kalifat nur durch eine Verfassung von „Vereinigten Staaten des Islam" retten. Im andern Falle war die Aufteilung des Reiches unvermeidlich. Nicht aus einer Vorliebe für bildliche Rede, sondern im wahren Sinne des Wortes haben wir, sechs Monate vor der Besetzung von Tripolis, den islamischen Lesern dieser Zeitschrift die Zukunft vorausgesagt, die Konstantinopel zwischen Deutschland und Rußland bevorsteht.

Die zivilisatorische Arbeit der angelsächsischen evangelischen Missionen schöpft aus der neuen Lage der Islamwelt eine Bedeutung, die mit reißender Schnellgkeit zu wachsen berufen ist.

Unter diesem Gesichtspunkt halten wir es für wichtig, den deutschen Missionen neben den englischen und amerikanischen einen Platz anzuweisen. Waren sie doch früher miteinander verbunden wie in Jerusalem, wo das protestantische Bistum zuerst abwechselnd englische und deutsche Verweser hatte. Nun sind auch die Missionen beider Sprachen bei den Weltkongressen 1906 und 1911 zusammengegangen.

Es ist ganz natürlich, daß wir bei der Achtung, die wir diesen Arbeitern nach Verdienst zollen, in besonderer Weise einen Wettbewerb hervorheben, von dem in naher Zukunft die Beherrschung eines der großen Märkte der Menschheit abhängen wird.

Gern hätten wir dem Mechanismus dieses Wettbewerbes eine ausführliche Darstellung gewidmet, sofern dieses Problem zu denen gehört, denen die französischen Staatsmänner ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden nicht zaudern dürfen. Es war uns aber nicht möglich, und so müssen wir uns darauf beschränken, eine Zusammenstellung von Analysen zu geben. Die Lehre, die sich daraus ziehen läßt, wird immerhin deutlich genug sein.

(10) Statt die Tatsachen synthetisch zu gruppieren, begnügen wir uns, sie ohne Kommentar vorzulegen. Unsere Quelle sind Werke und Artikel, über die hier Bericht erstattet wird in dem Sinne urkundlicher Beweiskraft. Das Problem, das uns beschäftigt, wird nun gewiß für wache und denkende Geister keine dunklen Punkte mehr haben nach Prüfung der Akten, die wir den Lesern dieser Zeitschrift vorlegen.

Wir hoffen, daß die Mitglieder der fremden protestantischen Missionen uns nicht böse sein werden, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, der naturgemäß der Standpunkt dieser Zeitschrift bleiben muß. Sie kannten bereits unsere Gefühle für ihr Werk. Wir konnten dessen Bedeutung nicht besser charakterisieren, als indem wir für die nationale Politik Frankreichs die Notwendigkeit betonten, sich bei dem Wettbewerb um die intellektuelle Expansion an die Hochschulen zu wenden als die tätige Verpersönlichung unseres Landes."

*

Das sind die einleitenden Worte *Le Chateliers*, die in so würdiger und sympathischer Weise Bestrebungen gerecht werden, die — das ist nun einmal nicht zu leugnen — den französischen Einfluß schwer bedrohen. Die „säkularen Rechte Frankreichs“ wird die französische Presse nicht müde zu betonen, ohne zu bedenken, daß es in Dingen des Besitzes ewige Monopole nicht gibt, und daß Individuen wie Gruppen unter dem Worte stehen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, *erwirb* es, um es zu besitzen.“ Hören wir nun die „Conclusions“:

(255) „Am Tage nach der Osmanischen Revolution konnte man für den Islam eine Ära sozialer Wiedergeburt erwarten. Aber die Häupter der liberalen Partei vergaßen ihr Programm, als sie zur Herrschaft kamen.

Die europäische Diplomatie begriff nicht, ein wie großes Interesse sie hatte, das konstitutionelle Regiment in der Türkei und in Persien zu schützen. Es wurde bald klar, daß die Fehler, die man in Konstantinopel und in Salonik, in Teheran und in Täbris beging, für die Islamwelt das Ende ihres politischen Lebens bedeuteten.

Diese Menschenmasse, die über Asien und Afrika vom Chinesischen Meere bis zum Atlantischen Ozean verteilt ist, sollte durch das demnächstige Verschwinden des Kalifats und der letzten unabhängigen Staaten ihr hergebrachtes Gleichgewicht verlieren. Was sollte dann aus der islamischen Zivilisation werden, sofern man sie als eine Anhäufung menschlicher Ge-

sellschaften ansieht? Wie sollte ihre Evolution orientiert sein?

Die fabelhafte Entwicklung der islamischen Presse, der Fortschritt der Verkehrsmittel, die Ausdehnung der internationalen Beziehungen vervielfältigen die Berührungen der Islamvölker. Man muß also darauf gefaßt sein, daß die wirtschaftliche Rolle des Islam unter der europäischen Herrschaft bedeutend anwächst, dank der Vorteile (256), die ihm die verhältnismäßige Gleichförmigkeit seiner sozialen Einrichtungen und der gemeinschaftliche Gebrauch einer Sprache der Literatur und der Religion gewähren. Daraus erklärt sich die wachsende Bedeutung einer Islampolitik erziehlichen Charakters für die europäischen Völker. Ihre Beziehungen zu den 200 Millionen Menschen, die die Islamländer bewohnen, sind von dem Einfluß der intellektuellen Kultur abhängig.

Ich habe dieses Problem zuerst in der Revue Economique Internationale behandelt, ausführlicher dann hier unter dem Titel „Politique musulmane“. Dem Parlamente wurde eine Reihe von Entwürfen vorgelegt, ohne daß es deren Ursprung kannte. Vor seinem Auge lebten sie wieder auf, die alten Bilderchen „Panislamismus“, „islamische Gefahr“, „geheime Einflüsse des Islam“, all das zum Zeugnis für „bewundernswerte Ergebenheit“. Das Resultat war, daß unser Vaterland sich wenigstens auf dem Papier beschenkt sah mit einer Kommission für Islampolitik, die aus drei Ministern, neun höheren Beamten und zwei Sekretären bestand.

Im Hinblick auf dieses Endergebnis beklagte ein großes, skeptisch angehauchtes Preßorgan, daß Frankreich keine Zeitschrift besäße, die der Islamwelt gewidmet sei. Das hieß ziemlich in die Ferne schweifen. Die Revue du Monde Musulman wird im Dezember das Generalverzeichnis zu ihren ersten fünfzehn Bänden erscheinen lassen [43a]).

Anderswo brach sich der Gedanke einer systematischen Islampolitik Bahn. Rußland folgte als erstes Land dem Beispiele der Revue du Monde Musulman mit einer in Paris publizierten Zeitschrift, dem ‚Musulmanin'. Später erschien in Deutschland ‚Der Islam', in England ‚The Moslem World'.

Alle Leser der Revue du Monde Musulman kennen dieses englische Organ, eine tüchtige Vierteljahrszeitschrift, in der man, abgesehen von dem, was zum Gebiete der religiösen und (257) missionarischen Ziele gehört, ein reiches und klares soziographisches Belegmaterial findet. Allgemeine Achtung genießt auch das deutsche Organ, dessen maßgebende Bedeutung gestützt wird durch Namen wie den Beckers, seines gelehrten Herausgebers, und den Martin Hartmanns, unseres Mitarbeiters. „Der Islam" macht der deutschen Gelehrsamkeit durch zahlreiche Arbeiten von hohem Werte Ehre.

Die russische Zeitschrift, die seit einigen Monaten nicht mehr erscheint, war weniger bekannt, obwohl sie von 1908 datierte. Sie hatte zwei Eigenheiten: die eine ist, daß sie, obwohl in Frankreich erschei-

nend, unser Land, besonders seine Schulen, reichlich beschimpfte, die zweite, daß sie während einer Unterbrechung der Abonnenten die militärfachlichen Publikationen des Vereins der Offiziere in Warschau lieferte. Ihr Standpunkt war also ein besonderer und schwankender. Übrigens sprach sie über islamische Dinge in kompetenter Weise [43b]).

‚Der Islam' und ‚The Moslem World' haben über unsere französische Zeitschrift Mitteilungen gebracht. Indem wir unseren Dank dafür aussprechen, können wir die Tatsache feststellen, daß über die allgemeine Evolution des Islam in den Spezialzeitschriften in vier verschiedenen Sprachen eine gewisse Meinungseinheit herrscht. Diese Urteile, die in der Einzelbewertung auseinandergehen, aber als allgemeine Vorstellung zusammenfallen, haben in Lucknow in der Eröffnungsrede des Missions-Weltkongresses eine präzise Synthese erfahren. Wir boten unseren Lesern zwei Inhaltsangaben dieser Rede. Sie werden sich dabei der entsprechenden Ansichten erinnert haben, die wir früher in dieser Zeitschrift entwickelt haben. Es konnte nicht entgehen, daß der Präsident des Kongresses einer erzieherischen Islampolitik die überwiegende Rolle zuwies. Die Ziele sind andere, aber die Kenntnis der Verhältnisse führt zu denselben Mitteln.

Diese Sachlage, die so kennzeichnend ist, erklärt, daß für die Revue du Monde Musulman in besonderem Maße die Schwierigkeiten empfindlich sind, die sie bei den Versuchen erfährt, ihre Lehren

in ihrem natürlichen Wirkungskreise zur Geltung zu bringen. Diese Lehren finden einen Widerstand in den naivsten Träumereien. Da ist z. B. die lustige Erfindung, daß der Kedive von Ägypten für das Kalifat kandidiert; da sind außerordentliche Schönfärbereien, wie jene Definition, die die Steuern, die in den besetzten marokkanischen Gebieten erhoben werden, in ‚koranische Steuern' verwandelt! Das ist ebenso, als ob man dem Gesetze, das von der algerischen Eroberung geschaffen ist, Korantugenden zuschreiben wollte, als ob man erklären wollte, wir hätten, als wir den Armenzehnten unter Mißachtung des islamischen Gesetzes zur Staatssteuer gemacht, diese Steuer koranisiert. Das wäre ferner ebenso, als ob man die Auswanderungen aus Tlemcen und Setif als eine Sache des Fanatismus erklären wollte, während doch die Eingeborenen nur deshalb fortgehen, weil sie nicht die Wohltaten des französischen Gesetzes erlangen können.

Diese Beispiele rechtfertigen den Entschluß, der uns durch das Schauspiel der angelsächsischen und germanischen Missionstätigkeit eingegeben ist. Die ungeheuren wohlorganisierten Anstrengungen dieser Missionen zielen immer systematischer auf die Erziehung. Diese Vorstellung ist den Kreisen, die in Deutschland, England und Rußland von den unserer Revue entsprechenden Organen vertreten werden, ganz vertraut. Wir handelten also ganz richtig, indem wir mit der Einführung dieser Anschauung vorangingen. Leider ist es uns nicht gelungen, ihr dort

Eingang zu verschaffen, wo sie zu allererst hätte sich durchsetzen sollen.

Dürfen wir zulassen, daß eine Beweisführung, auf Grund von Erfahrung, die in ihrer Intensität packend ist, unbeachtet bleibt? So entscheidend auch die Ergebnisse der hier vorgelegten Untersuchung sind, wir laufen doch Gefahr, daß man sich über die Lehre, die sie geben, täuscht. Wie sollen wir es machen, um ihnen die ganze Tragweite zu geben, die wünschenswert ist?

Wir möchten nicht weiter auf die Gründe eingehen, die uns bestimmt haben, die denkende Auslese der Nation direkt mit der Frage zu befassen. Konnten wir etwas Besseres tun, als uns an alle Mitglieder des Hochschulunterrichts zu wenden? Alle haben das folgende Schreiben erhalten."

Ich gebe von diesem Schreiben, das vom 30. November 1911 datiert ist, nur den zweiten Teil wieder, da der erste nur die Aufmerksamkeit auf einige besonders markante Punkte der protestantischen Missionsbetätigung lenkt (die beiden Missionskongresse in Kairo und Lucknow; einige Hauptziffern über Zahl und Bedeutung von Schulanstalten, Druckereien, Hospitälern; die enormen Kapitalien, über die die größten Gesellschaften verfügen).

„Überall hat man den Eindruck einer ungeheuren Anstrengung, die in tätigem Vormarsch ist und die die Tendenz zur Vereinheitlichung und Organisation hat. Wie ist nun der Stand der Verteidigungsmaßregeln der französischen Kultur gegenüber diesem

stark wirkenden Gedanken, den der Kongreß von Edinburg als die imposante Masse der angelsächsischen und germanischen evangelischen Missionen beherrschend erwiesen hat?

Gewiß, die Erziehungsresultate der katholischen Universität in Beirut und der anderen französischen Missionen in China oder Afrika, der Lehranstalten der Laienmission und der Schulen der Alliance Israélite sind sehr bedeutend. Aber ihre Summe läßt sich auch nicht entfernt messen mit den Fortschritten der Missionsarbeit seitens der konkurrierenden Sprachsphären. Diese gewinnen mit rasender Schnelligkeit neues Terrain, und die Organisation ihrer Arbeit führt sie zu immer ferneren Zielen. Unsere Missionsarbeit bleibt kaum stationär.

Die französischen katholischen Missionen entwickeln sich nicht. An mehr als einem Punkte haben sie italienischen Missionen Platz gemacht, und ihre Einkünfte nehmen ab. Die Tätigkeit der Laienmission ist durch die Beschränktheit der Mittel begrenzt. Die französische Sprache mußte in mehr als einer jüdischen Schule der deutschen Sprache Platz machen. Wie es mit der Staatshilfe steht, zeigt die Gesamtunterstützung, die Frankreich für seine Schulen im Orient hat: 1 000 000 im Jahre 1911, mit vielleicht 100 000 Francs mehr im Jahre 1912.

Alle diese Erwägungen legen einen Gedanken nahe. Ist nicht der Augenblick gekommen, daß eine starke Macht von allgemein anerkannter Vorherrschaft in Aktion tritt: die Hochschulen Frankreichs?

Ist es nicht ein Gebot der Notwendigkeit, daß eine organisierte Tätigkeit der Hochschulen sich in der ganzen orientalischen Welt geltend macht, um in wirksamer Weise das bedrohte Frankreich in der Verteidigung und Ausdehnung seiner Kultur zu verpersönlichen? Einzig den organisierten Hochschulkräften kann es zukommen, Mittelpunkt bildend und in führender Rolle zu wirken gegenüber den Missionen jeder Art, den Anstalten und Schulen fremden Charakters, die eine steigende Flut bilden. Diese fremden Gründungen zeigen sich als einheitliche Gruppen, um der Islamwelt, wie den Hindus, Malaien, Chinesen und Negern bei ihrem Eintritt in das Leben der Kulturmenschheit den materiellen und moralischen Stempel von Zivilisationen aufzudrücken, die die unsrige beiseite schieben.

Gestatten Sie mir, durch diesen Brief, der an alle Mitglieder des höheren Unterrichts gerichtet ist, Ihre Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der äußeren Politik zu richten, die sich aus diesen Ausführungen ergibt.“

Indem ich mir vorbehalte, auf diese Äußerungen des Herrn Le Chatelier noch näher einzugehen, gebe ich zunächst eine Übersicht über die einzelnen Abschnitte seiner Arbeit. Leider läßt die Anordnung zu wünschen, und man muß sich das Zusammengehörige zusammensuchen. Daß die einzelnen Abschnitte ineinander übergreifen, war nicht wohl zu verhindern, denn es handelt sich fast ausschließlich um Referate über Werke der Missionsliteratur. Diese

Berichte und die selbständigen Arbeiten sind in eine Anzahl Abschnitte gebracht, die je mit einem kurzen Einleitungswort versehen sind: 1. Geschichte der Missionen Seite 11 ff.; 2. Kongreß in Kairo S. 31 ff.; 3. Kongreß in Edinburg S. 63 ff.; 4. Kongreß in Lucknow S. 85 ff.; 5. Materielle Organisation der Missionen S. 123 ff.; 6. Zukunftspläne S. 167 ff.; 7. Literatur S. 193 ff.

Man sieht sogleich, daß sich diese Abschnitte in zwei Gruppen bringen lassen: Missionsgeschichte mit 1—4 und Systematik der Mission 5 und 6. Die „Literatur“ steht allein: ihre Unterabschnitte „Die geistlichen Kreuzzüge gegen die Muslime von dem Heiligen Franziscus von Assisi bis auf Raimund Lull“, S. 196—208, „Henry Martyn“ 209—218 und Kamil Abdul Messiah El Ajetany S. 248—250 sind rein historisch; ebenso ist anzusehen die Berichterstattung in dem Abschnitt „Die wissenschaftliche Tätigkeit der protestantischen Missionare“ S. 219—227. Buchreferate sind „Der Islam in China“ (über Broomhall) S. 228—236, „Vorträge von E. M. Wherry über Indien und China“ S. 237—240, „Arabien, die Wiege des Islam“ (über Zwemer) S. 241—247 und „Zwei Ansichten über den Islam“ (über Brès und Bonet-Maury) S. 251—254.

Die ältere Missionsgeschichte ist vortrefflich vertreten durch den Artikel „Die geistlichen Kreuzzüge“. Es war ein glücklicher Gedanke, die Studie von Antoine Cabaton über den Heiligen von Assisi und jenen originellen Catalanen aufzunehmen, dessen

Lektüre heute besonders in protestantischen Missionskreisen Mode ist (B r o o m h a l l setzt mehreren seiner Kapitel ein Motto aus Lull vor). Der Verfasser des geistlichen Romans „Blaquerne“ ist in der Tat eine außerordentliche Erscheinung: dieser tiefe Kenner des Islam, besonders seiner Mystik und selbst Mystiker, hat etwas von protestantischem Wesen an sich, das ihn freilich Rom immer verdächtig gemacht hat. Henry Martyn hat in Indien und Persien Außerordentliches gewirkt, und seine Biographie von George Smith (London 1892), über die hier berichtet wird, ist nicht unwichtig für das Studium des persischen Geisteslebens am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Bekehrungsgeschichte des Ajetany, die nach einem Traktat erzählt wird, ist ein Zeugnis für den Einbruch der Missionstätigkeit in das Familienleben, genau wie der aufkommende Islam Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, Gatten und Gattin trennte, zugleich ein Zeugnis für die geschickte Energie des Hauptagenten für das Christentum unter den Muslimen, Samuel Zwemer. Ajetany starb nicht lange, nachdem er sich mit seinem tiefbetrübten Vater vollkommen zerworfen, ganz plötzlich, wahrscheinlich als Apostat gerichtet unter Beistand der türkischen Behörden. Es sei hierzu bemerkt, daß die Bestrafung des Religionswechsels mit dem Tode durchaus im Sinne der gegenwärtigen osmanischen Regierung ist, die hierdurch wie durch viele andere Betätigungen ihre Unfähigkeit zur Durchführung des Kulturwerkes in der Türkei beweist [45]). Den neuesten Vorgängen in

der Missionsbewegung ist die Missionsgeschichte S. 11—122 gewidmet. Finden sich hier fast nur Auszüge aus englischen und deutschen Berichten, so wird diese Übersicht, die mit geschickter Hervorhebung des Wesentlichen gearbeitet ist, jedem willkommen sein. Zuweilen nimmt der Berichterstatter das Wort zu einer kritischen Bemerkung. Fein ist die Geißelung der Züge von religiösem Dünkel, die sich gelegentlich bei den Protestanten finden. An die nicht eben geschmackvolle Behauptung von M. Bliss, der in seinem „Missionary enterprise" die katholische Mission auf 15 Seiten abmacht, die Muslime betrachteten die Zeremonien des katholischen Kultus „mit einem unaussprechlichen Abscheu", knüpft der Referent folgende Bemerkung (S. 14f.): „Das ist die schwache Seite aller Missionsarbeiten. Für die Negerländer ist der Übelstand nur relativ. Wenn die Katholiken und die Protestanten eine Ahnung hätten, wie ihre Spaltung in allen Ländern, wo die beiden Missionen nebeneinander arbeiten, dem Islam eine Sicherheit gewährt, so würden sie sich wahrscheinlich verständigen oder wenigstens ein gewisses Einverständnis simulieren. Aber dann würde es eben weder Katholiken noch Protestanten geben, und da liegt die Schwierigkeit. Es ist das eine der tiefen Ursachen des Phänomens, daß der Islam aus den Missionen so große Fortschritte in der Zivilisation schöpfen kann, ohne bei ihnen in dem religösen Gedankenleben positive Anleihen zu machen. In Ägypten und Syrien ignoriert die protestantische Mission die hervor-

ragende Arbeit der Beiruter Jesuiten, wie man das in dem Werke von B l i s s sieht; die katholische Mission ignoriert die fruchtbare Arbeit des amerikanischen College, und die Laienmission ignoriert die beiden andern, während sie selbst von ihnen verabscheut wird — da muß doch der erste Gedanke der intelligenten Muslime beider Länder sein: wenn die europäische Z i v i l i s a t i o n auch gute Dienste leistet, so fehlt den europäischen Religionen das Gleichgewicht."

Auf der Grenze des Historischen und des Systematischen stehen die Berichte über die beiden Bücher mit Zukunftsplänen: Z w e m e r s „The inoccupied Missionfields of Africa and Asia" (London 1911, S. 168 ff.) und G e r d e n e r s „Studies in the evangelisation of South Africa" (New York 1911, S. 173 ff.). In beiden Werken finden sich neben dem, was und wie es gemacht werden soll, allerlei Einzelnotizen über abliegende Islamgegenden. Prüfung im einzelnen wird sehr notwendig sein, aber die Inangriffnahme des Problems: wie sieht es in Wirklichkeit mit der Islambevölkerung der abgelegenen Gebiete aus? ist erfreulich und wirkt belebend auch auf die Forschung, die hier phantastischen Vorstellungen und Übertreibungen ein Halt zu gebieten hat. Daß die beiden Himmelstürmer sich einer effekthascherischen Sprache bedienen, ist eine unerfreuliche Beigabe. Leider ist es aber nun einmal so, daß große Bewegungen auf andere Weise das Interesse der Massen nicht gewinnen können. Wenn Z w e m e r dem Weckruf zur

Tätigkeit auf unbelegtem Felde den Titel gibt: „The glory of the imposible“, und wenn *Gerdeners* Buch ein Sturmruf und eine Kriegserklärung ist, so ist das ein Stück Yankeetum, wie es sich in nicht unbedenklicher Weise in der Mission breit zu machen beginnt. In *Gerdeners* Buch scheint nach dem Bericht eines der besten Stücke zu sein die systematische Darstellung der *äthiopischen* Bewegung. Wenn gesagt wird, diese Bewegung sei nur ein Schmarotzer und ein Zerrbild der südafrikanischen Missionen, so ist damit doch die Existenz einer Kraft zur Initiative bewiesen, die etwas für die Zukunft verspricht.

Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen in dem Abschnitt „*Organisation matérielle des Missions*“ (S. 123—166). Den Hauptteil bildet die Geschichte der Church Missionary Society. Packend ist der Bericht über den American Board of Commissioners for Foreign Missions, an den sich eine kurze Mitteilung über die deutsche Orient-Mission schließt. Amerika wurde erst durch England und Deutschland zum Missionswerk angeregt. Hier hat das öffentliche Leben ohne den Schutz von Bürokraten und ohne das Gnadenlächeln fürstlicher Personen außerordentliche Erfolge errungen. Freilich mischt sich nicht selten darein das schon oben gestreifte Yankeetum, das uns so unsympathisch ist. Da ist eben das Christenmachen auch ein *business*, das mit der ganzen Energie des Geldmachers à tout prix betrieben wird. Der Gipfel dieses Betriebes ist

die Ausgestaltung der „Laienmission“, unter der man sich freilich bei Leibe nicht das vorstellen darf, was in Frankreich als „Mission laïque“ neuerdings aufgekommen ist. Denn diese amerikanische Laienmission steht freiwillig ganz und gar im Banne der starrsten protestantischen Orthodoxie, der sie überreiche Mittel zur Verfügung stellt dafür, daß die Mission ihre Geschäfte besorgt. Wenn die Darstellung dieser Bewegung nach einem Artikel des Dr. Julius Richter in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ von Oktober 1910 (Anhang) gegeben ist, so bemerke ich dazu, daß der Afrikaforscher Carl Meinhof schon 1909 eine Mitteilung über diese amerikanische Bewegung gemacht hat, und daß er etwas Ähnliches in Deutschland zu schaffen versucht hat. Ich kann hier meine schweren Bedenken gegen solche Verbindung von wirtschaftlichen und kirchlichen Momenten nicht unterdrücken. Es ist keine Frage, daß die Missionen, die heute den Betrieb im wesentlichen in der Hand haben, Vertreter des dogmatisch festgelegten starren protestantischen Kirchentums sind und sich in einem vollkommnen Irrtum über die Wege zu einer geistigen und moralischen Erneuerung der Islamwelt befinden. Die Vorstellung, von der diese Kreise beherrscht sind, spricht sich aus in dem S. 171 aus Kap. IV von Zwemers „The inoccupied Mission Fields of Africa and Asia“ zitierten Satz: „Man hat nichts zu erwarten von dem falschen und gefährlichen Programm, das zuerst die Zivilisation und erst später das Christentum will. Zivilisation ohne Evangelisa-

tion bringt mehr Übel in die nichtchristliche Welt als vorher drin war.“ Das ist ein Streit mit Worten, der entweder nicht fair ist oder eine bedenkliche Unlogik verrät. Die Zivilisation kann überhaupt gar kein Unheil in die Welt bringen, nirgends und nie. Was Z w e m e r meint, ist die äußerliche Anpassung an gewisse Formen der zivilisierten Welt, die naturgemäß sehr häufig zu Schaden führt. Das wollen aber die Bekenner zur Zivilisation nicht, denn sie sehen in ihr nicht den Besitz von Formen und Formeln, sondern den Besitz des Geistes, der die Individuen und die Gruppen auf allen Gebieten der Vollkommenheit zustreben heißt. Wenn Z w e m e r unter „Christentum“ das Gleiche versteht, so ist es gut. Dann fallen aber Zivilisation und Christentum zusammen, und es ist nicht von einem Vor und Nach zu sprechen. Versteht er unter Christentum die formulierten Lehren einer Kirche, die Summe von Dogmen, so ist der schärfste Widerspruch gegen den Wahn zu erheben, die Einführung solcher Dogmen an sich habe irgendwelchen Nutzen oder habe ihn je gehabt. Es ist in der Tat völlig gleichgültig, ob ein Individuum s a g t: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer dem Gott, ich bezeuge, daß Mohammed der Bote Gottes ist“, oder ob es die W o r t e spricht: „Ich glaube an Gott den Vater, an Gott den Sohn und an Gott den heiligen Geist.“ Die zweite Formel ist insofern weniger berechtigt, als ihre Ableitung aus den gewöhnlich als Urkunden des Christentums angesehenen Büchern durchaus zweifelhaft ist.

Es ist das ja überhaupt ein scheinbarer Nachteil des „Christentums“ gegen den „Islam“, daß sowohl über die Glaubenslehre als über die Pflichtenlehre bald nach Gründung der ersten christlichen Gemeinden heftiger Zwiespalt ausbrach. Das Verhältnis zwischen Gott und Jesus wie zwischen Vater und Sohn ist ein Mysterium, herübergenommen aus dem Heidentum, das sich, wie jedes Mysterium, der Formulierung, d. h. Dogmatisierung entzieht. Preßt man es, so rächt es sich, wie jede Pressung mystischer Momente sich rächt: das heißt, der Geist verfliegt, und es bleibt ein schales Wortgebilde zurück, das von Nichtswürdigen zur Ausbeutung der Massen verwandt wird. Der scheinbare Nachteil des Christentums gegenüber dem Islam, dessen Lehre sich einfach darstellt und sich vortrefflich zur Banausierung eignet, wird dadurch ein Vorzug, daß das Mysterium immer wieder zum Widerspruch herausfordert, daß immer von neuem die Überwindung des Konfliktes zwischen Glauben und Denken gesucht wird, und daß von dieser Seite das Vorstellungsleben sowohl in seinen verstandesmäßigen wie in seinen künstlerischen Äußerungen die wirksamsten Anregungen erfährt. Das ist aber eine Nebenerscheinung. In der Hauptsache bleibt es dabei, daß die starre protestantische Orthodoxie für unser gesamtes Volks- und Geistesleben nicht ungefährlich ist, wenn sie eine starke Gruppe bildet, die sich die Herrschaft über die Geister anmaßt und aneignet. Nur hat diese Gefahr ein Heilmittel in dem Wesen des Protestantismus selbst, der eine für die

Ewigkeit organisierte Kirche mit einem absolutistischen, in Wirklichkeit durch eine kleine Gruppe von Fanatikern beherrschten Leiter (Papst) nicht anerkennt, sondern das Schöpfen der inneren Befriedigung aus dem Worte Gottes dem Individuum und der kleinsten Gruppe, der Gemeinde, grundsätzlich anheimstellt.

In diesem Sinne darf auch eingetreten werden für die Beteiligung der „Laien“, d. h. der nicht im Kirchendienst oder Missionsdienst als Beamtete Stehenden, an der allgemeinen Missionsbewegung. Durch die Teilnahme dieser Elemente wird eine Kontrolle geübt, daß nicht einseitige Richtungen die materiellen Mittel sich zunutze machen, und etwa gar die protestantische Mission eine Stütze wird für gewisse unheilvolle Richtungen des heimischen kirchlichen Lebens, wohlbemerkt, wenn die Laien sich nicht um ihr selbständiges Urteil bringen lassen. Gering ist bei uns die Gefahr, daß in dem mittätigen Laienelement wirtschaftliche Interessen eine überwiegende Bedeutung erlangen und durch die wirtschaftliche Macht die freie Geistesbetätigung hindern könnten [46]. Vestigia terrent: jeder weiß, mit welcher tiefen Unsittlichkeit brutale Milliardäre als Stifter von wissenschaftlichen Lehranstalten in Amerika vorgehen, indem sie die Besetzung „ihrer“ Professuren von dem Sicheinschwören auf gewisse Doktrinen abhängig machen.

In der katholischen Kirche ist von einer wirksamen Mittätigkeit des Laienelementes überhaupt nicht die Rede: wo dieses zur Hilfsaktion zugelassen

wird, wird es sogleich in eine Bruderschaft oder Schwesternschaft mit einem wohlklingenden Namen, etwa „Zum heiligen Herzen Jesu“, organisiert, und solcher Verband hat jedem Winke des Hochwürdigsten Herrn Bischofs gehorsamst zu folgen.

Wie kann nun dennoch in katholischen Ländern von wirksamen Laien-Missionen die Rede sein? Es muß hier eben eine andere Auffassung von „Laien“ Platz greifen, und solche andere Auffassung hat ihren Ausdruck bereits gefunden: es gibt eine Laienmission, die etwas ganz anderes ist als die, für die seit etwa vier Jahren in Amerika, und jüngstens auch in Deutschland, Propaganda gemacht wird. Le Chatelier erwähnt diese Gruppe nur einmal mit dem richtigen Vermerk, daß sie sowohl den katholischen wie den protestantischen Missionen ein Greuel sei (vgl. Sp. 1278). Wenn Le Chatelier nicht besonders auf sie eingegangen ist, weil für ihn ein dringender Anlaß nicht vorlag, so möchte ich hier ein Wort über diese Bildungen sagen. Festzustellen ist zunächst, daß diese Bewegung akatholisch und aprotestantisch ist. Sie ist völlig frei, sowohl in der religiösen Stellung ihrer Anhänger als in der Bestimmung ihrer Ziele. Es ist auch nicht abzusehen, warum Juden und dezidierte Nichtchristen, wie Goethe einer war, an der Hilfsarbeit für die Islamwelt sich nicht sollen beteiligen dürfen. Gegen das Prinzip ist nicht das geringste einzuwenden, und die Bekämpfung einer ernsten, auf Hebung der Islamwelt gerichteten Tätigkeit einzig aus dem Grunde, weil sie sich nicht

im Rahmen des Traditionellen bewegt, d. h. weil sie sich nicht den Normen einer der beiden großen bestehenden Kirchengemeinschaften unterwirft, ist aufs schärfste zurückzuweisen. Es wird auch kein Einwand daraus erhoben werden können, daß bisher die Tätigkeit der französischen Laienmission nicht besonders erfolgreich gewesen zu sein scheint. Die kurze Zeit des Bestehens und die bisherige Beschränkung auf ein Land geben kein Recht, auf einen ungenügenden Erfolg (seine Schätzung wird übrigens immer etwas Subjektives haben) die Verwerfung des leitenden Gedankens aufzubauen.

Ich möchte hier, nicht etwa aus einer unfreundlichen Gesinnung gegen diese Bestrebungen heraus, im Gegenteil, um sie erst recht fruchtbar zu machen, Einwendungen erheben gegen den Weg, den man bisher eingeschlagen hat. Die Geistesweckung, sei es, daß man sie als geistige, sei es, daß man sie als geistliche Wirkung auffasse, kann erfolgreich nur von begeisterten Dienern des G e i s t e s betrieben werden. Die, die in Frankreich die Laienmission ins Leben gerufen haben, waren aber kaum von etwas anderem bewegt als von nationalen oder politischen Gedanken. Das genügt nicht. Die Verquickung mit dem politischen Interesse ist auch die Ursache, daß die katholische Mission bisher gescheitert ist und scheitern muß, solange die katholische Kirche das bleibt, was sie bisher gewesen ist und immer sein wird, wenn sie nicht einen völligen Wandel in Wesenspunkten der Lehre erfahren soll. Wenn sie auch pro-

testiert, sie wolle nicht eine politische Macht sein, so lehrt die Geschichte auf jeder Seite das Gegenteil. Abgesehen von dem zugestandenermaßen einen Staat darstellenden Patrimonium Petri, um das sie unentwegt kämpft — und das ist im höchsten Sinne eine politische Angelegenheit — geht sie immerwährend mit derjenigen Macht im staatlichen Leben, bei deren Herrschaft sie am besten zu fahren erwartet, namentlich zu materiellen Mitteln zu kommen hofft. Dabei verschlägt es nichts, daß der organisierte Klerus verschiedenen sozialen Richtungen angehört, wie denn der niedere Klerus demokratisch ist, während der höhere mit dem Geburtsadel einschließlich der absoluten Monarchie geht. Noch weniger als national oder politisch orientierte Gruppen kommen wirtschaftliche in Betracht. Denn unter diesen wäre doch nur mit der kapitalistischen zu rechnen, und diese ist durchaus zivilisationsfeindlich. Man kann ihr alles Gute nachsagen (und man wird es gern recht lebhaft tun, weil sie unverdient geschmäht wird), aber mit Zivilisation hat diese ganz einseitige, lediglich mit Vermögenswerten rechnende Betätigung nichts zu tun. Am allerwenigsten ist natürlich an die Sippenwirtschaft zu denken. Es muß eben eine Idee da sein, eine Gruppe mit einem Ideal. Diejenige Betätigung des Vorstellungslebens, die, nicht an Einzelerscheinungen der Umwelt anknüpfend, die Probleme des Weltganzen künstlerisch zu lösen sucht, die Religion, wurde als eine wichtige Quelle für missionarische Tätigkeit und für Schaffung von Zivilisation anerkannt, indem

dabei die Gefahren erwogen wurden, die die Organisierung des religiösen Lebens in den Kirchen mit sich bringt. Nun gibt es aber eine andere Art der Betätigung des Vorstellungslebens: die verstandesmäßige Beobachtung der Einzelerscheinungen und die Anwendung des Intellekts zum Ziehen von Schlüssen aus der Kombination von Tatsachen. Wir befinden uns hier auf dem Gebiete der Wissenschaft. Ihm gehört der Gedanke an, von dem Le Chatelier geleitet wird bei der Behandlung der Frage: Wer soll der Islamwelt die moderne Zivilisation übermitteln? Seine Antwort ist: die Zivilisationsarbeit ist der „Université“ Frankreichs zu übertragen. Hier ist ein neuer Weg gezeigt, und es ist ein Gedanke ausgesprochen, dessen Fruchtbarkeit nicht geleugnet werden kann. Das oben mitgeteilte Schreiben, in welchem Le Chatelier seine Kollegen von allen französischen Hochschulen zur Mitarbeit an dem großen Werke aufruft, zeigt freilich zwei Momente, die, nach meinen Ausführungen über die dem Werke ungünstigen Kräfte, in seinen Aufruf Fremdartiges hineintragen: das Nationale und das Politische. Es wird der Einfluß der französischen Sprache und Kultur als bedroht hingestellt, und diese Bedrohung soll eine wichtige Frage der äußeren Politik sein. Es wird gut sein, diese Verquickung eines reinen Kulturwerks mit Gruppenegoismus, sollte sie sich in entsprechenden Aktionen äußern, der Islamwelt in gehöriger Weise bekanntzumachen. Diese hat nicht das geringste Interesse, irgendeiner nationalen oder politischen Gruppe der Frankenwelt

Vorspanndienste zu leisten. Gerade Frankreich hat in seiner orientalischen Politik gezeigt, daß seine Beglückung islamischer Länder nur zu oft darauf hinauslief, die einheimische Bevölkerung darniederzuhalten und der Bedrängung durch den französischen Privatkapitalismus preiszugeben. Es sollen hier den Franzosen nicht alle Sünden der Verwaltung Algeriens seit 1830 vorgehalten werden (L e C h a t e l i e r selbst hat darüber ein feines, freilich nicht sehr sanftes Kapitel geschrieben in den Begleitworten zu Band XV der „A r c h i v e s M a r o c a i n e s“).

Es soll anerkannt werden, daß, namentlich in der letzten Zeit, eine gute Anzahl von französischen Beamten und Privaten für die geistige Förderung der Bevölkerung aufrichtig eingetreten sind. Aber nur zu stark ist der Eindruck, daß die Einführung der französischen Sprache nicht den Zweck habe, französisch denkende Menschen heranzuziehen, sondern französisch schwätzende Affen französischer Art, die sich bequem regieren lassen, und die man der Aussaugung durch das besonders habgierige französische Kapital, einschließlich der algerischen Judenherrschaft preisgibt, ja sogar aus dem altererbten rechtmäßigen Landbesitze vertreiben läßt. Jedenfalls ist dieses Vorgehen nicht geeignet, in der Islamwelt Sympathien zu wecken.

Es ist aber auch zu fragen: wie werden sich die Adressaten zu dem Schreiben des Herrn L e C h a t e l i e r mit seinen Anregungen verhalten? Man ginge fehl, wollte man die an den französischen Hochschulen

wirkenden Männer als besonders weitschauend, als besonders begeistert für hohe Ziele ansehen. Frankreich tut sich etwas darauf zugute, das Land der „Synthese“ zu sein, d. h. der allgemeinen Anschauung, die sich auf den einzelnen wissenschaftlichen Tatsachen aufbaut. Nun hat Frankreich das Glück, immer wieder von neuem Männer hervorzubringen, die durch geniale Intuition voranstehen, d. h. durch die Gewinnung von Erkenntnissen aus einer ungeheuren Menge von Einzeltatsachen, die, richtig kombiniert, ein Gesetz erkennen lassen. Gerade in Frankreich aber sind auch die Personen besonders zahlreich, die Synthesen auf ungenügenden Einzelkenntnissen in leichtfertiger Weise aufbauen. Die überwiegende Masse stellen die Notizenkrämer, die über ihr enges Gebiet nicht hinaussehen und nicht hinaussehen wollen. Das entspricht dem Andrange zu dem in Frankreich besonders blühenden geistlosen Bürokratismus.

Bei allen drei Kategorien wird Le Chatelier mit seinem Rufe ungehört bleiben. Stellen wir uns vor, daß ein deutscher Professor seine Kollegen in einem feierlichen Schreiben zu gewinnen sucht für die Beschäftigung mit einer „wichtigen Frage der äußeren Politik“. Er wird von allen Seiten die Antwort erhalten: „die Wissenschaft hat nichts mit Politik zu tun“. Und man würde jenen, die so sprechen, nicht unrecht geben können. Dazu kommt, daß Herr Le Chatelier in der französischen Gelehrtenwelt nicht besondere Sympathien genießt, eben deshalb, weil er eigene neue Wege geht. Noch sind auch in Frankreich

die „Gelehrten“ zahlreich, die die Soziologie als Schwindel verschreien.

Frankreich hatte im islamischen Orient eine große Mission, so lange sein König der geliebte Sohn der Kirche war. Unter dem Zeichen dieses Bündnisses wurde von den geistlichen Orden eine Tätigkeit geübt, die einen Teil jenes Protektorates bildete, das heute als aufgehoben angesehen werden muß. Deutschland verdankt seinen Einfluß im Schulwesen nicht dem scheinbar kostenlosen, in Wirklichkeit sehr kostspieligen Eintreten von Kirchenleuten. Unsere Schulen in Aleppo, Bagdad und Teheran sind reine Gründungen des gesamten deutschen Volkes, das durch seine berufenen Vertreter der Reichsregierung die Mittel dafür zur Verfügung gestellt hat. Das Vorgehen hat sich vortrefflich bewährt, und wir können nichts Besseres tun, als es systematisch auszugestalten [1]. Sobald die bestehenden Schulen einen gewissen Stand erreicht haben, und sobald andere an andern wichtigen Punkten Vorderasiens errichtet sind, mag dazu geschritten werden, einen Oberbau zu schaffen, den man besser tun wird nicht gleich eine Universität zu nennen. Eine solche Hochschule, die weit im Osten des Osmanischen Reiches anzulegen wäre (als ein zentraler Punkt, zu dem von allen vier Himmelsrichtungen mannigfaltige Elemente zusammenströmen, käme, scheint mir, in erster Linie Mossul in Betracht) [47], wäre zunächst nur

---

1) Ich habe in „Islam“, Bd. I, S. 72 ff., ein Programm aufgestellt, das ich auch heute noch als fruchtbar bezeichnen möchte.

mit einer oder zwei Fakultäten auszustatten, die auf wissenschaftlicher Grundlage praktische Ausbildung betreiben (medizinische und naturwissenschaftliche Fakultät; daneben Kurse in den technischen Wissenschaften). Bedingung der erfolgreichen Durchführung dieses Programms ist vollkommene Freiheit von allen missionarischen Gruppen ohne Ausnahme. Diese Forderung wird von den Missionaren vielleicht als eine Unfreundlichkeit empfunden werden. Sie werden die Empfindung haben, als würden sie beiseite geschoben, nachdem sie eine bedeutende Arbeit geleistet. Aber soweit Vorderasien in Betracht kommt, ist doch diese Arbeitsleistung nicht allzu bedeutend. Ich habe in meinem Referat über *Julius Richters* „*Mission und Evangelisation im Orient*“ (*Koloniale Rundschau* 1912, S. 87 [hier S. 66]) darauf hingewiesen, daß jede Expansion des Christentums den ungeheuren Unterschied zu beachten hat zwischen Asien, einschließlich Ägypten und Nordafrika (Völker alter Kultur) und Afrika („Kulturlose“). Es ist nachgewiesen, daß die Mission an den Muslimen Asiens, soweit sie deren Bekehrung zu einem dogmatisch formulierten Christentum betreibt, aussichtslos ist und auch Sympathien bei der fränkischen Intelligenz nicht in Anspruch nehmen kann. Diese hat kein Interesse daran, daß an die Stelle von Mysterien, wie auch die islamische Glaubenslehre sie als Bekenntnisinhalt aufweist, die Mysterien treten, die unsere Kirchen als einen wesentlichen Bestandteil des Christentums betrachten. Wir dürfen aber nicht zu weit gehen. Der

Soziologe wird, auch wenn er die schweren Schäden der Vorstellungsgesellung, die sich Kirche nennt, erkennt und mit besonderem Eifer ihnen nachgeht und sie brandmarkt, doch zugeben, daß in der Betätigung kirchlicher Gesinnung, die sich äußere Mission nennt, eine bedeutende „soziale Arbeit selbstverleugnender Liebe“ stecken kann. Es kann namentlich nicht zugegeben werden, daß alle Personen, die im Dienste der äußeren Mission arbeiten, nur von wirtschaftlichen Vorteilen geleitet sind[1] [48]). Das materielle Entgelt für die zum Teil höchst anstrengende und nur mit einer immerwährenden Selbstüberwindung zu leistende Arbeit, die überdies häufig mit Gefahren für das Leben verbunden ist, ist keineswegs verlockend [2]). Also mit der materialistischen Weltanschauung ist hier nichts

---

1) Besonders energisch hat gegen diese Meinung die Missionare in Schutz genommen C. Meinhof in den zahlreichen Schriftchen, in denen er mit warmem Herzen und einer aufrichtigen Begeisterung für die Sache der Mission eintritt. Mit Recht hebt er auch hervor, welch gewaltige Tätigkeit von den Deutschen auf dem Gebiete der Theorie und Technik der Mission geleistet worden ist (z. B. in „Warum haben unsere Gebildeten so wenig Verständnis für die Mission?“ S. 7). Aber auch die sozialistische Presse hat, der Wahrheit der Ehre gebend, die Mission als ein wichtiges Ferment im Orient anerkannt (Sozialistische Monatshefte 1910 Nr. 21).

2) Natürlich gibt es auch unter den Missionaren Faulpelze, die, wenn sie einmal auf einem Posten sich eingelebt haben, mechanisch ihr Pensum abmachen und, wenn sie keinen Erfolg haben, sich eben mit den Verhältnissen entschuldigen.

zu machen. Eher kann man nicht selten von einem so hochgesteigerten Betätigungsgefühl reden, daß es bis nahe an religiösen Wahn grenzt: Fanatismus und Dünkel sind nur allzu häufig anzutreffen. Aber wie die Bürokratie bei den Behörden, die es mit der auswärtigen Politik, einschließlich Kolonialpolitik, zu tun haben, meist nicht so bösartige Formen annimmt, wie im innern Dienst, so darf auch der Geist, der in der Organisation und in dem Betriebe der äußeren Mission herrscht, als weit überlegen bezeichnet werden jenem engherzigen und banausischen Sinne, der das innere Kirchenregiment beherrscht.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß die Mission in ihrer vorderasiatischen Tätigkeit kaltgestellt werden soll, um die staatlichen Anstalten allein wirken zu lassen. Das Arbeitsfeld ist unermeßlich groß, nicht bloß, daß es gilt, die größeren Ortschaften mit Anstalten zu versehen, die in irgendeiner Richtung ein Werk der Liebe systematisch treiben, auch die Betätigungsfelder sind höchst mannigfaltig, da es fast an allem fehlt, namentlich für den handwerklichen Unterricht seitens der orientalischen Regierungen nicht das Geringste getan wird (eine wahre Musteranstalt scheint das Waisenhaus von Urfa zu sein, das mit einer Handwerkerschule verbunden ist, über deren ausgezeichnete Leistungen Rohrbach mehrfach in der Zeitschrift der Potsdamer Mohammedaner-Mission berichtet hat.

Die Entwicklung, die hier kurz skizziert ist, und welche durchaus nicht als das Erzeugnis eines träume-

rischen Optimismus bezeichnet werden darf (es handelt sich nur darum, die schönen Anfänge zielbewußt zu verfolgen), ist dem scharfen Blicke des Herrn Le Chatelier sicherlich nicht entgangen. Gerade diese seine Arbeit, über die hier berichtet wurde, zeigt fast auf jeder Seite, wie der ausgezeichnete Mann in seinem Vaterlande die Herzen erwärmen möchte für den Gedanken: die französische Kultur muß, wenn sie sich das alte Ansehen in der Islamwelt erhalten will, ganz anders arbeiten, als sie es gegenwärtig tut; die nichtfranzösischen Anstalten sind rastlos tätig, den zahlreichen Völkerschaften, die in das Kulturleben eintreten wollen, den moralischen und materiellen Stempel von Zivilisationen aufzudrücken, die die französische beiseite schieben. Le Chatelier hat eine ungeheure Arbeit im Dienste dieser Idee geleistet, und wenn er trotz seiner aufopferungsvollen Tätigkeit bisher nicht in erheblichem Maße Gehör gefunden zu haben scheint, so empfinden wir eine aufrichtige Teilnahme an dem Mißverhältnis des Erfolges zu seinen Anstrengungen. Die Wertschätzung seiner Arbeit kann der Gedanke nicht mindern, daß sie in erster Linie dem Ruhme Frankreichs dienen soll. Wenn die Franzosen nicht selbst ihre Früchte genießen wollen, so werden wir uns nicht abhalten lassen, das erstaunliche Material, das in den fünfzehn starken Bänden der Revue du Monde Musulman 1907—1911 vorliegt, zu verwenden im Dienste der Wissenschaft und zum Nutzen unseres Vaterlandes.

Anmerkungen.

[1]) Seite 5, Zeile 10 ff.: Über die Berechtigung der hier aufgestellten soziologischen Anordnung siehe das im Vorwort Seite VIII Ausgeführte.

[2]) Seite 6, Zeile 30: Zu Mirbts Ausführungen über das wichtige Problem des Verkehrs der Deutschen in den Kolonien mit schwarzen Frauen und zu meinen Bemerkungen dazu sind jetzt heranzuziehen die Verhandlungen im Deutschen Reichstage, die zu der Resolution vom 8. Mai 1911, betreffend die gesetzliche Gültigkeit von Mischehen in den Deutschen Kolonien führten und die Verhandlungen der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft am 5. Juli 1912 über den Antrag der Abteilung München, betreffend die Mischehen (Bericht Seite 86 ff.). Aus dem zur Frage vorliegenden literarischen Material hebe ich hervor den außerordentlich klaren und sympathischen Artikel „Zur Frage der Rassenmischehe" von dem Provinzial P. A. Acker in *Koloniale Rundschau* 1912, 462—468. Ich beschränke mich hier auf die Feststellung, daß Maßnahmen gegen die Ehen zwischen Weißen und Farbigen, sei es auf dem Wege der Gesetzgebung, sei es durch behördliche Verordnung, nicht bloß wertlos sind, sondern in verschiedenen Hinsichten schweren Bedenken unterliegen. Diese meine Stellungnahme steht keineswegs im Widerspruch mit dem Seite 7, Zeile 4 ff. über die Lehren der Geschichte Ausgeführten. Sie ist bedingt durch die Erwägung, daß das Eheverbot einen ungerechten Eingriff in das Selbst-

bestimmungsrecht darstellt und daß ungerechte Maßnahmen den Regierungen noch immer zum Unheil ausgeschlagen sind. Hier kann nur das geschlossene Auftreten der Gesellschaft helfen, das viel wirksamer ist, als alle Verordnungen. Das Eheverbot würde auch den Kern der Sache nicht treffen, denn es handelt sich, wie allgemein zugegeben wird, bei 99 Prozent der Mischlinge um die Frucht außerehelichen Verkehrs. Es ist auch gegen die Darlegungen von Konsul Vohsen und Pater Acker bisher nichts Sachliches von Bedeutung vorgebracht worden. Daß es ohne behördliches Eingreifen geht, beweisen die deutschen (württembergischen) Kolonien in Syrien. Das ungeschriebene Gesetz dieser Gruppen hat, soviel mir bekannt, das Eindringen eingeborener Elemente bis auf ganz wenige Fälle verhindert. Aus meinem Aufenthalte in Syrien (1876—1887) ist mir nur ein Fall erinnerlich, die Ehe einer Württembergerin mit einem christlichen Syrer. Dieser Fall wirkte aber abschreckend, denn der Mann trank.

[3]) Seite 10, Zeile 10: Seltsam ist die Nichtbeachtung des Widerstandes der katholischen Kirche gegen die Regelung des Eherechts durch den Staat als Parallele zu dem Anspruche der islamischen Kirche bei denen, die sich mit der Kodifizierung des islamischen Rechts befassen. Es ist zuzugeben, daß, wenn man an dem Terminus „Islamisches Recht" festhält, man den fanatischen Vertretern der Scharîʿa ein Heft in die Hand gibt. Es darf sich aber bei der „Kodifizierung des Islamischen Rechts" ja nur darum handeln, den Übergang der Islamvölker von einem theologisch-juristischen System zu einem religionslosen, rein auf den Bedürfnissen der Gesellschaft beruhenden Rechtsleben herbeizuführen. In solchen Übergangszeiten ist die Beachtung von Rechtsgedanken und Rechtsformen, die bei den Islamvölkern eingewurzelt sind, bis zu einer gewissen Grenze zu empfehlen. Das betrifft insbesondere das Personenrecht. Es dürfte sich der Übergang hier so gestalten, daß zunächst formelles Recht geschaffen wird, mit leiser Beschränkung der bisherigen Übung, an welche sich dann die gesetzliche Regelung der Materie ohne zu großen Druck knüpfen läßt. Ich denke hierbei an das türkische Zivilstandsgesetz von 1890 (siehe Seite 9, Note 1), das einen Über-

gang vermitteln könnte, wenn es auch nicht als Übergangsmaterial gedacht ist. Es darf dagegen nicht eingewandt werden, daß dieses Gesetz in den meisten Teilen der Türkei Papier geblieben ist. Das wäre mit dem Reichsgesetz vom 6. Februar 1875, das ein Neues einführte, in den katholischen Gebieten Deutschlands, wo die Kirche die Gemüter beherrscht, unzweifelhaft auch der Fall gewesen, wenn nicht in Deutschland der Staatsgedanke mächtig genug wäre. Die Frage des Personenrechts für muslimische Angehörige christlicher Staaten wird nun sehr bald erneut akut werden, da die Ausschaltung der islamisch-türkischen Herrschaft aus Europa bevorsteht. Es wird von großer Wichtigkeit sein, daß der Rechtsnachfolger von vornherein eine Regelung vornimmt, die eine Bürgschaft bietet für die künftige völlige Unterwerfung der muslimischen Staatsangehörigen unter ein von den Fesseln der Kirche befreites Eherecht bei Schonung der Gewohnheit, mit anderen Worten, es wird neben dem Rechte der Gesetzgebung zunächst dem Gewohnheitsrecht (ādet) eine Stelle zu gewähren sein.

[4]) Seite 28, Zeile 6: Diese Heraushebung der Gefahren des Kapitalismus hat nichts mit dem Sozialismus zu tun, der nichts als Antikapitalismus ist und in dem blinden Parteieifer Hauptwerte des wirtschaftlichen Lebens übersieht oder böswillig nicht in Rechnung stellt: Intelligenz, zähe Energie und Selbstbeherrschung (auch Oppenheimer in seinem lehrreichen: „Die soziale Frage und der Sozialismus“ (Jena 1912) ist hier blind). Das „Kapital“ ist nichts, ist eben so wenig wie das Dogma, wie die gemeinsame Sprache, wie das blaue Blut. Sippenherrschaft, nationale Macht, Kirchengewalt bauen sich auf, nicht auf Prinzipien, sondern auf dem Zusammenwirken außergewöhnlich kräftiger Individuen und einer Gefolgschaft-Masse, die moralisch und geistig guter Durchschnitt ist. Ebenso ist es mit der Besitzmacht. Der Sozialismus hat Aussicht auf Erfolg, wenn Männer erster Güte ihn führen und diese eine zielbewußte und ernst arbeitende Gemeinde hinter sich haben und — wenn die andern Gruppen nicht noch bessere Führer mit noch besseren Gemeinden haben. Die Sympathie für die eine oder die andere Gruppe ist Privatsache. Versagen wird man sie nicht können denen, die jahrtausendelang

die Stiefkinder des Glücks gewesen sind: die, in Elend und Not geboren, von den Besitzenden skrupellos ausgebeutet werden.

[5]) Seite 28, Note 1 am Ende: Der russischen Islampolitik, die eine intelligente und willige Bevölkerung durch ihre Brutalitäten zur Verzweiflung treibt, steht gegenüber das liberale Verhalten Österreichs in seinen Islamprovinzen. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das neue große Südslavenreich sich von einer die Gefühle der Andersgläubigen möglichst schonenden Gesetzgebung und Verwaltung nicht abhalten lassen wird, nachdem einmal das Jahrhunderte lang geübte Unrecht (Schändung der Frauen, Beraubung und Folterung Unschuldiger) durch selbsttätig wirkende Volksjustiz gesühnt ist.

[6]) Seite 34, Zeile 14: Der Haß der Muslime gegen alle Andersgläubigen und ihre beständigen Versuche, die ungläubige Regierung, unter der sie leben, umzustürzen, hat in besonderer Weise die Aufmerksamkeit des geduldigen chinesischen Volkes erregt. Für die große Masse der Chinesen ist der *hui-hui*-Mann (chinesischer Muslim) ein Rebell, eine Staatsgefahr. Das und die Enthaltung von Schweinefleisch ist, was die große Masse vom Islam weiß (nach Herrn Wang vom Berliner Oriental. Seminar).

[7]) Seite 36, Zeile 8: Die Erklärung, die Stellung der Kulturvölker zur Islamgefahr (zu dieser vergl. Anm. 24) sei nach historischer Untersuchung der Vergangenheit zu regeln, ist zu ergänzen. Ist auch im strengen Sinne des Wortes schon das gestern Geschehene „Vergangenheit“, so läßt sich nach gewöhnlichem Sprachgebrauch die Entwicklung, in deren Flusse wir stehen, als Gegenwart bezeichnen. Gegenwart ist für die französische Regierung die Haltung, die die islamisierte Negerbevölkerung Französisch-Westafrikas zu ihr einnimmt, und nach welcher sie ihre eigene Stellung zur „Islamgefahr“ zu bestimmen hat. Eine lehrreiche Zusammenfassung hierüber, die offenbar von einem Sachkundigen herrührt und dem mit den Verhältnissen Vertrauten nichts Neues sagt, findet sich in *L'Islam est-il un danger pour notre colonisation en Afrique Occidentale Française?* (Tour du monde vom 13. Juli 1912, A travers 221.) Es tritt da ein wichtiges Moment scharf hervor, das auch für andere Teile der Islam-

welt von Bedeutung ist: Der Kampf verschiedener muslimischer Gruppen gegeneinander. So wenig in der christlichen Welt das Gebot der Nächstenliebe und das Band der Glaubensgemeinschaft die schlimmsten Gewalttaten der Mächtigen gegen die Schwachen hindert, so wenig ist es im Islam der Fall, wenn auch gerade in ihm die „Bruderschaft aller Muslime" beständig gepredigt wird. Hier hat eine geschickte Islampolitik einzusetzen: Befreiung der Unterworfenen von dem grausamen Sieger und Herrscher. Frankreich hat in seinen westafrikanischen Besitzungen eine schöne, höchst dankbare Aufgabe vor sich: die gutmütige und zu allerlei Kulturen wohl befähigte Negerbevölkerung erlebte ein wahres Martyrium durch die Gewaltherrschaft der fremden Herren, die sich unter ihr Staaten gründeten und mit Gut und Blut der verachteten Schwarzen ihr Gelüst nach Besitz und Ruhm befriedigten (einiges Einzelne siehe in Anm. 12). Nun hat die Pax Gallica ihnen Sicherheit und Frieden gewährt und im Schutze der französischen Posten entstehen Dorfgruppen mit fleißigen Bewohnern. Es klingt gar optimistisch, wenn gehofft wird, daß mit Entschlossenheit und Zielbewußtsein der Islam, alles politischen Einflusses beraubt, mit den Franzosen zusammenarbeiten wird an den großen zivilisatorischen Aufgaben. Der frohe Ausblick in die Zukunft findet sich auch, gegründet auf Tatsachenangaben, in zwei bedeutsamen Äußerungen, auf die ich hier aufmerksam machen möchte: in der glänzend geschriebenen Vorrede des gegenwärtigen Gouverneurs der Kolonie Haut-Sénégal-Niger (früher Soudan Français), Herrn Clozel, zu der ausgezeichneten Arbeit, die die erste Reihe der von Clozel herausgegebenen *Séries d'études* bildet: „*Le Pays, les Peuples, les Langues, l'Histoire, les Civilisations*" von Maurice Delafosse (in Frankreich sicher im Augenblick der beste Kenner des Gegenstandes), und der nicht gleich umfangreichen, aber einige scharfe Beleuchtungen bietenden Vorrede des einstigen Generalgouverneurs von Französisch-Westafrika, Herrn M. E. Roume, zu der sehr eingehenden, ein enormes Material bietenden zweiten Reihe: „*Géographie Économique*" von Jacques Meniaud. Es wäre aus dem Tour du Monde-Artikel noch zu erwähnen, daß auch da die Hauptgefahr

erblickt wird in den scheinbar harmlosen Betteldervischen, die Emissäre der Derwisch-Orden der Türkei und Ägyptens sind. Man kann sich gegen sie schützen, indem man die Grenzen gegen sie sperrt und jeden Ertappten sofort abschiebt. Unter diesen „Brüdern" („Genossen") sind die gefährlichsten die Senūsīs.

[8]) Seite 37, Zeile 12: Das vortreffliche Wort Beckers von der Entkirchlichung, durch die allein der Islam sich retten könne, in Parallele zu dem Fortschritte unserer Zivilisation, der erst durch ihre Entkirchlichung möglich geworden sei, deckt sich ungefähr mit dem, was ich mehrfach vorgetragen habe über die Zersetzung des Islam. Denn ich meine damit nicht das Verschwinden jeglichen religiösen Lebens aus den Herzen der Muslime, sondern nur die Befreiung von dem Menschenwerk, das die islamische Theologie an die Haupturkunde, den Koran, geknüpft hat, und das sie als dieser Haupturkunde gleichwertig hingestellt hat und hinstellt.

[9]) Seite 39, Zeile 6: Man hat meine Worte „ein hinsichtlich des geistigen Lebens möglichst einheitliches Gesamtgebiet" unklar gefunden. Ich denke, sie sind deutlich genug. Ich meine ein Gebiet, dessen islamische Bevölkerung in der Schule und im Leben mit solchen Elementen der fränkischen Bildung vertraut gemacht wird, die eine Gemeinsamkeit in den Hauptvorstellungen und in den Hauptbetätigungen begründen.

[10]) Seite 41, Zeile 1: An der Zustimmung zu der Ansicht, die Kolonialregierung könne nicht „von sich aus den Missionen Arbeitsgebiete zuweisen oder über deren Abgrenzung Entscheidung treffen", möchte ich nicht mehr festhalten. Ein Freund, der die Verhältnisse Niederländisch-Indiens genau kennt, schreibt mir dazu: „Bei uns darf der Missionar nur nach eingeholter, auf ein bestimmtes Gebiet lautender Erlaubnis der Regierung seines Amtes walten. Früher haben die klerikalen Parteien über diese „ungerechte" Vorschrift laut geschrieen; jetzt, wo sie selbst am Ruder sind, ändern sie nichts davon, weil sie einsehen, daß in dieser Bestimmung ein heilsames Mittel gegeben ist, der allzugroßen Konkurrenz verschiedener christlicher Konfessionen vorzubeugen."

[11]) Seite 45, Zeile 27: Zum Äthiopismus vergleiche das S. 124 Gesagte.

[12]) Seite 46, Zeile 25: Neben den Schutz der Eingeborenen gegen die Übergriffe der Weißen ist der zu stellen, der gegen die Übergriffe anderer Farbigen gewährt wird. Es ist bereits in Anmerkung 7 von der Befreiung der Neger Französisch-Westafrikas von schwerem Drucke die Rede gewesen. Es ist hinzuweisen auf den Übermut, mit welchem die dem Neger allerdings erheblich überlegenen Fulbe in manchen Gegenden (es wird besonders das Futa-Djallon genannt) gegen die eingeborenen Schwarzen vorgegangen sind. Es sind ferner zu nennen die Imoschaghen unter den Tuareg und die Hassanis in Mauritanien.

[13]) Seite 50, Zeile 25: Zu dem Wunsche einer Missionsgeschichte für die Länder alter Kultur stelle ich hier mit Freude und Dank fest, daß ein Teil der Aufgabe für die evangelische Mission in energischer Weise in Angriff genommen wurde durch D. Julius Richter, der von seiner „Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte“ bereits zwei Bände herausgebracht hat, deren erster Indien behandelt, deren zweiter, „Mission und Evangelisation im Orient“ (gemeint ist Vorderasien und Ägypten), die Grundlage von „II. Die Mission und die Kulturvölker Vorderasiens“ (hier S. 51—100) bildet.

[14]) Seite 52, Zeile 19: Disponiert ist Richters Werk so, daß nach den allgemeinen Ausführungen in Kap. I „Die Welt des Islam und die orientalischen Kirchen“ (S. 6—61) und Kap. II „Die Anfänge der protestantischen Missionsbestrebungen“ (S. 62—73) die einzelnen Missionsgebiete durchgenommen werden: Kap. III „Die europäische Türkei und Kleinasien mit Armenien“ (S. 74 bis 134), Kap. IV „Syrien und Palästina“ (S. 135—207), Kap. V „Persien“ (S. 208—252), Kap. VI „Ägypten und Abessinien“ (S. 253—294). Ein „Anhang“ (S. 295—309) behandelt 1. „Besondere Bestrebungen“, 2. „Bibelübersetzungen“. Der „Schluß“ (S. 310—316) ist ein Rückblick auf das Erreichte und Ausblick in die Zukunft.

[15]) Seite 55, Zeile 12: Die „Deutsche Orientmission“ wirkt höchst segensreich in Urfa, wo sie ein, auch für die wirtschaft-

liche deutsche Arbeit (die Bagdadbahn berührt Harran, ca. 60 km südöstlich Urfa, das mit dem Hauptstrang verbunden werden wird) wichtiges Krankenhaus gegründet hat und erhält daneben Waisenhaus und Handwerkerschule (vgl. S. 138). Von Bedeutung ist auch ihre Arbeit im nordwestlichen Azerbaidschan (Choi, Urmia). Endlich hat sie eine Station in Philippopel, das übrigens nicht als türkisch bezeichnet werden darf (S. 133); es ist seit 1885 bulgarisch. Wenn S. 133 gesagt wird, daß die Deutsche Orientmission 1907 plante, ihre Waisenhäuser in Urmia und Choi aufzugeben, und statt dessen Islam-Mission zu treiben, so geht aus der von dem Missionsdirektor Dr. Johannes Lepsius herausgegebenen Zeitschrift „Der christliche Orient und die Muhammedaner-Mission“ hervor, daß die Waisenhäuser nicht aufgegeben sind. Die Missionsstation in Philippopel besitzt eine eigne Druckerei, in welcher 1909 und 1910 die türkische Zeitung *Günesch*, seit Anfang 1912 die gleichsprachige Zeitung *Churschid* gedruckt wird unter Redaktion des Stationsleiters Johannes Awetaranian (Mehemed Schükrizade). Philippopel hat als Nebenstationen Schumla und Rustschuk.

[16]) Seite 60, Zeile 3: Der Missionar Gairdner, von dem auch weiterhin die Rede ist, ist ein außerordentlich fähiger und rühriger Mann. Er hat sich in die Anschauungen des Islam gut eingelebt, sich auch mit der islamischen Mystik befaßt. Für deren Studium war ihm wichtig die persönliche Berührung mit den beiden türkischen Mollas (Pomaken), die einige Zeit im Dienste der deutschen Orientmission standen. Das Ergebnis seiner Studien mit diesen Männern ist sein *„'The Way' of a Mohammedan Mystic — A Contribution to the Study of Esoteric Sufism, its Theory and Praxis“* (Leipzig 1912). Gairdner leitet die Missionsschule großen Stils, die von der Church Missionary Society speciell für die Islam-Mission in Kairo eingerichtet wurde. Nach dem Programm des Unterrichts wird dort gründliche Einführung in die islamischen Wissenschaften geboten.

[17]) Seite 60, Zeile 5: Hier ist ein Mißverständnis Richters zu berichtigen. S. 277 sagt er: „Die großartigen Bahnbauten von Assuan über Wadi Halfa Nil aufwärts bis Chartum“. Das

ist ja gerade die britische Schlauheit, daß Assuan—Wadi Halfa eine Unterbrechung des Schienenwegs darstellt, damit der rein britische „Ägyptische Sudan“ sauber gesondert bleibt.

[18]) Seite 60, Zeile 15: Über die Missionsarbeit unter diesen Sumpfniloten erfahren wir einiges aus Diederich Westermann, *The Shilluk People, their Language and Folklore* (Berlin, Dietrich Reimer, o. J. [1912]). Das Werk ist die Frucht angestrengter Forschertätigkeit, bei welcher Westermann von den Missionaren intelligent und wirksam unterstützt wurde.

[19]) Seite 60, Zeile 20: Das Vordringen der arabischen Sprache und mit ihr des Islam wird mir von Westermann (siehe Note 18) bestätigt.

[20]) Seite 60, Zeile 22: Über den Babismus besitzen wir jetzt in Roemers „Die Bābī-Behā'ī“ (Potsdam 1912) eine ausgezeichnete Arbeit, die das zerstreute Material in sorgfältiger Weise gesammelt und kritisch gesichtet bietet.

[21]) Seite 62, Zeile 25: Die Arbeit unter den Kurden ist eine große und reiche Aufgabe. Aber der Boden ist hart. Die traurigen Verhältnisse diesseits und jenseits der türkisch-persischen Grenze haben alles verwüstet, und es bedarf zurzeit außergewöhnlichen Mutes und ausdauernder Energie, um auch nur einiges zu erreichen. Die Station der deutschen Orientmission (v. Oertzen) in Saudschbulak mußte wieder aufgegeben werden. Das Räubertreiben der Bevölkerung und der vollständige Mangel an Schutz machten das Leben dort unmöglich.

[22]) Seite 66, Zeile 17: Zu dem Unterschiede zwischen der Expansion des Christentums in Asien und der in Afrika vgl. die Ausführung Seite 136.

[23]) Seite 66, Note 1: Wird „Kultur“ im Sinne von Hochkultur gebraucht, so empfiehlt sich seine Ersetzung durch „Zivilisation“.

[24]) Seite 67, Zeile 30: Gegen das Wort „Islamgefahr“ sind mir Einwendungen erhoben worden. Ich gebe zu, daß es mißverständlich ist; denn ein Dogma an sich ist nicht gefährlich. Gemeint ist hier die Gefahr, daß eine religiöse Gruppe, die bei dem gegenwärtigen Stande der Lehre in ihr im Hasse gegen alle

Andersgläubigen und in dem Wunsche ihrer Unterjochung und Mißhandlung aufgezogen wird, zur Herrschaft gelangt, und bei ihrem gegenwärtigen Kulturzustande und ihrer Verachtung der uns teuren Kulturwerte diese Werte zerstört. Echte Bekenner der Scharī'a würden kein Museum bestehen lassen: alle Denkmäler der Vergangenheit in Stein und auf Leinwand würden sofort als verbotene Dinge zerstört werden. Keines unserer herrlichen Musikwerke würde mehr öffentlich erklingen, denn das sind *malāhī.* Der Islam macht den Gläubigen das *nahj 'an almunkar* „Abhalten vom Gottungefälligen" zur Pflicht. Die allgemeine islamische Auffassung vom „Gottungefälligen" ist barbarisch. In diesem Sinne ist der Islam eine Gefahr. Dies zur Antwort denen, die sich über mein „Islamgefahr" verwunderten.

[25]) Seite 68, Zeile 16 und Note 1: Meine Ausführungen gegen den Oberschicht-Gedanken wurden bekämpft mit der Bemerkung: „Die islamische Oberschicht in Afrika ist nun einmal eine Tatsache." Diese Art der Bekämpfung muß ich ablehnen, denn sie nimmt sich nicht einmal die Mühe, mich zu lesen. Ich sage am Anfang der Anmerkung: „Der Oberschicht-Gedanke beruht auf der Vorstellung, die Muslime in fremdem Dienst genießen bei der Bevölkerung ein besonderes Ansehen. Das ist richtig." Ich sage also: „Die Muslime bilden eine Oberschicht." Ich halte weiterhin aufrecht, daß nicht der geringste Anlaß für die Kulturvölker und ihre Regierungen vorliegt, die Klassenschichtung, an der sie zu Hause so schwer zu tragen haben, in den Kolonien zu züchten. „Islamische Oberschicht" in Afrika würde bedeuten: 1. das Bekenntnis zu einer Religion gewährt Vorteile, 2. Blutgesellung (Abstammung von einem Islambekenner) gewährt Vorteile. Es ist mit allen Mitteln, wo auch immer, anzukämpfen gegen den Aberglauben von Recht auf höhere Stellung aus religiösem Bekenntnis oder aus Abstammung oder gar aus einer Bindung von beiden. Der Oberschicht-Gedanke mit der notwendig daraus folgenden Erstarrung ist der schlimmste Feind der Menschheit. Nur in diesem Sinne bitte ich meine Bemerkung aufzufassen. Meine Vertrautheit mit dem tatsächlichen Zustande habe ich bewiesen.

[26]) Seite 70, Zeile 6: Zu den Mitteln der Abwehr des Islam von unsern nichtislamischen Gebieten ist auch das zu zählen, das schon Mohammed und nach ihm alle Staatsmänner und Missionare des Islam mit Erfolg angewandt haben: das *ta'līf alqulūb* die Sänftigung der Herzen, das ich schon Seite 42 erwähnte. Dieses Mittel empfiehlt sich da, wo in nichtislamischen Ländern bereits Muslime sitzen, namentlich als Lehrer. Diese Leute sind in Dienst zu nehmen gegen die Verpflichtung, die fremde Kultur anzuerkennen und in keiner Weise gegen sie zu wirken. Die Entziehung des materiellen Beistandes würde Entgleisungen verhüten oder doch mindern. Die Franzosen haben im Senegal-Gebiet mit diesem Prinzip gute Erfahrungen gemacht. Von Wichtigkeit ist, daß die so Gezähmten und ihre Nachkommenschaft an die höheren Bedürfnisse gewöhnt werden. Nun kann die „Herzenssänftigung“ verschiedene Formen annehmen: sie kann sich verbinden mit einer höheren sittlichen Erziehung, sie kann aber auch an die niedrigste Leidenschaft, die des materiellen Profits, sich wenden. Ein Beispiel solcher Schlauheit erzählt, nicht ohne Zynismus, Klose in seinem schönen Togo-Buche. — Wenn endlich das Weib hier angeführt wird, so soll keineswegs einer Evolution das Wort geredet werden, die große Gefahren mit sich brächte. Es sollen nur einige Tatsachen angeführt werden, die den Kampf zwischen Christentum und Islam und seine Waffen beleuchten. Auf Islamseite wird mit der Brunst operiert: Islamische Weiber in Deutsch-Ostafrika versagen sich dem Heiden als solchem und versprechen ihm ihre Gunst, wenn er Muslim wird (Notiz in einer Kolonialzeitung, die ich nicht mehr nachweisen kann; die Sache ist bei unsern Afrikanern gut bekannt). Auf der andern Seite ist, soviel mir bekannt, von einem bewußten Vorgehen nicht die Rede. Aber es ist eine Bewegung da, die, richtig geleitet, ein Mittel zur Ausgleichung der Gegensätze werden kann. Selbstverständlich ist eine Parallele zu dem soeben aus Deutsch-Ostafrika Berichteten ausgeschlossen; denn es handelt sich da wohl ausschließlich um ungeregelten Geschlechtsverkehr. Hier ist gemeint das, was in Nordafrika häufig vorkommt: die Ehe von Französinnen und namentlich von „Ma-

honnen", soll heißen Spanierinnen von den Balearen, mit Muslimen, die auf den Besitz einer solchen Frau stolz sein sollen. Wie weit die Berichte über den guten Einfluß dieser Europäerinnen, die sich durch ihre Tüchtigkeit meist ein gutes Ansehen sichern sollen und sich nicht unterdrücken lassen, zuverlässig sind, entzieht sich meinem Urteil. Einen Einfluß auf die religiöse Erziehung der Kinder haben sie kaum. Dagegen kann ich von einem merkwürdigen Fall der Ehewirkung berichten, der nicht bekannt sein dürfte. Auf der Halbinsel Yucatan (Mexiko) befindet sich eine beträchtliche Kolonie von Syrern (mein Gewährsmann, Herr Sulaiman Arrihani, der seit 16 Jahren in Mexiko lebt, und den ich bei einer Geschäftsreise in Berlin sah, gab ihre Gesamtzahl auf etwa 60000 an, darunter etwa 10000 in Merida); unter diesen Syrern sind auch Muslime, meist aus Tripolis (die Tripolitaner sind wanderlustig; ich begegnete einem, namens Saʿīd Elʿasal, im November 1902 in Kaschgar). Diese Leute, die natürlich ohne Frauen kamen, heirateten aus den Töchtern des Landes und wehren sich nicht dagegen — oder wohl vielmehr: können es nicht verhindern —, daß ihre Kinder katholisch erzogen werden; sie selbst haben sich auch schon an die Teilnahme am katholischen Gottesdienst gewöhnt. — Der Gedanke, daß deutsche Mädchen eine Art von Kulturdünger abgeben sollten, widerstrebt uns. Vielleicht fände aber manches Wesen, das seine Kraft zu Hause nicht ausleben kann, dort einen Wirkungskreis.

[27]) Seite 70, Zeile 13: Im Gegensatze zu diesen Schwierigkeiten für die christliche Mission in Asien liegt die Sache einfacher in Afrika. Denn obwohl auch hier die Mission sich zwei Gruppen gegenübersieht, der islamischen und der heidnischen, so berührt sich doch die Mission unter den Heiden immerwährend mit der unter der islamischen Bevölkerung, die ja zu nicht geringem Teile erst in neuerer Zeit zum Islam übergetreten ist. Es ergeben sich dabei nicht wenige Gelegenheiten, auf den Islam zu wirken, ihn zurückdrängend, und wohl auch eroberte Gebiete ihm abnehmend.

[28]) Seite 71, Zeile 27: Wenn hier anerkannt wird, daß die Erfolge der unermüdlichen Missionsarbeit unter den christlichen

Bevölkerungen islamischer Staaten „einige Bedeutung haben für die gesamte Entwicklung“, so ist doch zugleich festzustellen, daß die Missionare in der Selbstbewertung häufig viel zu weit gehen: sie fühlen sich nicht selten gleichsam als der Mittelpunkt der Welt, weil sie glauben, daß die Entwicklung der Menschheit ausschließlich vom Vorstellungleben beherrscht sei, und daß sie von diesem Punkte aus einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge üben können. Es ist genau so wie bei den Muslimen, die auch trotz allen Mißlingens wähnen, daß ihnen die Herrschaft über die Welt beschieden sei. Wenn die Mission sich darauf stützt, daß gegenwärtig die christlichen Staaten überall siegreich vordringen, und daß der Islam überall in den Hintergrund gedrängt ist, so verkennen sie, daß die Siege der Franken nicht erfochten werden aus einer christlichen Welt, sondern aus einer Welt, die sich gerade um das innerste Wesen des Christentums nicht kümmert, die in ihrer rücksichtslosen Feindschaft gegen alles, das ihren materiellen Interessen sich entgegenstellt, geradezu antichristlich ist, und die, soweit sie über moralische und geistige Kräfte verfügt, diese nur zum geringsten Teile dem Christentum verdankt. Eine Bemerkung ist noch zu machen über die Gefahr, die leicht aus der Befriedigung der Missionare über ihre Erfolge sich ergibt, das ist die Gefahr banausischen Arbeitens nach einer Schablone. Davon handle ich in dem folgenden Abschnitt (Seite 71, Zeile 28 ff.).

[29]) Seite 77, Zeile 25 ff.: Da in diesem Abschnitt über das Vorstellungleben auch von historisch-politischen Vorgängen die Rede ist, und da ich in diesem Artikel dem staatlichen Leben nicht eine besondere Behandlung gewidmet habe, wie ich das in I (Mission in Afrika) tat (S. 42 ff.), so mache ich hier dazu einige Bemerkungen. Es ist an erster Stelle zu betonen, daß für die Missionare in allen Dingen, die auch nur entfernt das politische Leben ihres Wirkunglandes berühren, die größte Vorsicht und Zurückhaltung geboten ist, und daß Taktlosigkeiten ihrem Werke und ihren Bekehrungsobjekten den schwersten Schaden bringen können. Es ist selbstverständlich jede Kritik der einheimischen Regierung und ihrer Beamten sorgfältig zu meiden. Dagegen hat

der Missionar die Pflicht, sich mit den staatlichen Einrichtungen, soweit es ihm irgend möglich ist, bekannt zu machen und auch deren Kenntnis in seinem Kreise zu verbreiten. Sind die orientalischen Verwaltungen zurzeit fast noch überall nicht eine Anwendung der bestehenden, zum Teil ganz guten gesetzlichen Bestimmungen, sondern der Ausdruck des Beliebens der die Regierung darstellenden Personen, die nicht selten gegen Recht und Gesetz in Vertretung persönlicher Interessen so weit gehen, als es ihre Macht irgend erlaubt, so läßt sich doch mit der Zeit durch immer erneute Berufung auf das Gesetz und Anwendung aller gesetzlichen Widerstände einiges erreichen. Doch lassen sich allgemeingiltige Regeln hier nicht aufstellen. Es wird vielmehr von Fall zu Fall das Vorgehen zu gestalten sein. Vor allem muß den orientalischen Behörden jede Berechtigung zur Klage über missionarische Einmischung abgeschnitten werden.

[30]) Seite 78, Zeile 12: Als Regel muß durchaus der Abfall Einzelner vom Islam gelten. Doch ist der Gedanke des Abfalls größerer Gruppen nicht abzuweisen. Von tatsächlichem Übertritt islamischer Gemeinden zum Christentum sind mir nur Fälle aus Niederländisch-Indien bekannt. Wenn solche sich mehrten, wäre es kaum wunderbar; denn Tatsache ist, daß Zwangsbekehrungen von christlichen Gruppen zum Islam häufig stattgefunden haben (ein ergreifendes Beispiel aus Mazedonien berichtet Weigand in seinem schönen Werke „Über die Aromunen“ [Kutzowlachen]). Auch die Annahme des Islam durch die Anhänger des Sabbatai Zwi erfolgte unter einem Drucke. Es würde also kaum als ein schweres Unrecht empfunden werden, wenn jetzt der Spieß umgekehrt würde. Das soll aber nicht geschehen. Es soll keine einzige Gewaltmaßregel angewandt werden. Nur billig ist die Forderung, daß den Christen und Juden, die brutaler Gewalt gewichen sind, Gelegenheit gegeben werde, zurückzukehren. Man darf sicher sein, daß wenn erst einmal die Türkenangst und der Wahnglaube an das osmanische Prestige in Südosteuropa gebrochen ist, sehr zahlreiche Rückbildungen stattfinden werden, d. h. Rückübertritte von Gemeinden zum Christentum. Das wird natürlich besonders da erfolgen,

wo das nationale Band wirkt, also bei den südslawischen Muslimen, wie Pomaken und Boschnaken. Es werden dann aber auch andere herangezogen werden durch die Einsicht, daß der Islam als Stütze politischer Macht versagt hat, und daß die Regierung, die sich als Schutzherr des Islam geberdete, sich als unfähig erwiesen hat, das wirtschaftliche und geistige Leben ihrer Angehörigen gedeihlich zu gestalten. Es ist noch einer besonderen Art von Gruppen Erwähnung zu tun, mit deren Abwendung vom Islam zu rechnen sein dürfte: der alten Geschlechter (Sippen), namentlich in Bosnien, die nach der Türkeneroberung die Religion der Sieger annahmen. Sie haben sich innerlich zum großen Teil bereits der Kulturgemeinschaft angeschlossen. Fraglich ist freilich, ob es wünschenswert ist, daß sie sich äußerlich in eine Kirchengemeinschaft einreihen. Es würde genügen, wenn sie eine vollkommene innerliche Abkehr vom Islam vornähmen. Es ist wohl nicht gewagt anzunehmen, daß sich hier wertvolle Keime größerer konfessionsloser Gemeinschaften bilden könnten.

[31]) Seite 79, Zeile 6: Die folgenden Ausführungen über die Türkei schließen sich an die Betrachtungen über die Gefahren, die dem Islam von der Mission drohen, in der Weise an, daß die türkische Regierung in dieser Frage in einen seltsamen Zwiespalt geriet: unzweifelhaft ist seit Selim III. (1789—1807) eine Bewegung zur Aufnahme fränkischer Kulturwerte vorhanden. Die Missionare bringen solche, haben aber dabei so viel Antipathisches, daß man lieber auf ihre Hilfe verzichtet. Das ist der Gedanke, der den folgenden Abschnitt beherrscht.

[32]) Seite 80, Zeile 18—28: Hier wurden in meinem Manuskripte Streichungen vorgenommen, die den Zusammenhang verwischen. Ich möchte mich hier deutlicher aussprechen. Im Gegensatze zum Islam, wo grundsätzlich der Krieg auf den Kampf gegen die Andersgläubigen als „Ungläubige" beschränkt ist, wird in den christlichen Ländern an dem Kriege gegen Glaubensgenossen von niemand Anstoß genommen, und hier sind nicht selten die Diener der Kirche der Liebe die Eifrigsten im Schüren, also in der Verleugnung des Evangeliums; sie prästieren auf Kommando die patriotische Geberde, die in diesem Falle eine

Verletzung des fünften Gebotes darstellt, nicht zu sprechen von jenem andern: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Hoffnung, es werde einmal in den islamischen Ländern auch die Geistlichkeit Liebe und Eintracht predigen entgegen dem Haßgeiste der Scharīʿa (so bitte ich zu lesen Zeile 21 statt „des Islam"), scheint utopistisch. Es finden sich aber auch in der Islamwelt bereits Stimmen gegen den Krieg. Es ist freilich nicht die Mission, die da wirkt, noch irgend ein „christlicher" Geist, von dem die leitenden Männer und die in der türkischen Nation wirkenden Kräfte durchaus nichts wissen wollen, sondern es liegt, neben dem in nicht geringen Kreisen lebenden quietistischen Wesen des Sufismus, das Erzeugnis wirtschaftlicher und geistiger Faktoren der modernen Entwicklung vor. Zu der gegenwärtig noch herrschenden fanatischen Wut über Apostasie darf bemerkt werden, daß auch in der christlichen Kirche von ihren Anfängen an auf Abfall schwere Strafen standen (in Rußland wird bekanntlich nicht nur der Abfall, sondern auch der Versuch, Abfall herbeizuführen, mit lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien bestraft). Goethe hat die Grausamkeit, die so oft dem in Wahnsinn sich umbiegenden religiösen Gefühle sich gesellt, aus dem Einzelfalle in das Allgemeinmenschliche emporgehoben: „Opfer fallen hier, Weder Lamm noch Stier, Aber Menschenopfer unerhört".

[33]) Seite 84, Zeile 22: In den Vorstellungen vom Missionsgeschäft, die S. 83 f. zum Ausdruck kommen, spricht sich eine seltsame Ahnungslosigkeit aus von der Komplexität der Bedingungen, auf denen der hohe sittliche Stand der Besten unserer Männer- und Frauenwelt sich aufbaut. Es ist ja verzeihlich, daß der Missionar, der sich immerwährend mit Dingen des religiösen Lebens beschäftigt, in die Vorstellung gerät, daß alle Erscheinungen unseres Lebens ausschließlich auf religiöse Momente zurückgehen, und daß das Vorhandensein religiöser Momente genügt, um das sittliche Leben des Einzelnen und das gesamte Wesen der Gesellschaft zu gestalten. Es entwickelt sich aus dieser Vorstellung nicht selten eine unerträgliche Anmaßung. Man kann z. B. erleben, daß ein Missionar, der nur in seinem kleinen Kreise

lebt, den Mann von Geist und Welt, der aus allen Quellen geschöpft hat und die Vielgestaltigkeit der menschlichen Entwicklung übersieht, von der Richtigkeit seiner beschränkten Auffassung dadurch zu überzeugen sucht, daß er zwar jene geistige und sittliche Höhe anerkennt, aber behauptet, sie stamme einzig und allein aus dem Christentum, oder daß er gar aus jener geistlichen Überhebung heraus einen Bekehrungsvorstoß wagt, bei dem es schwer ist ruhig zu bleiben.

[34]) Seite 86, Zeile 6: Bei der Untersuchung des „Islam" auf seine geistige Höhe hin sollten Christen aller Art doch recht vorsichtig sein; wenn ich das im besonderen den Missionaren empfehle, so will ich dem Stande, der ein Gewerbe treibt, wie andere Stände auch, nicht eine Unfreundlichkeit sagen. Aber es ist doch zu erinnern, daß wohl achtzig Prozent aller Missionare gar nicht berufen sind, über geistige Höhe und Niedrigkeit des Islam zu urteilen, weil sie erstens nicht die genügende Kenntnis von dem so außerordentlich mannigfaltigen Islam haben, zweitens weil ihnen der Maßstab fehlt.

[35]) Seite 92, Zeile 18: Zu der Gegenüberstellung von Animismus und Islam in dem Sinne, daß bei den Muslimen „die unbedingte Oberherrschaft Allahs in Fleisch und Blut übergegangen ist", während das Heidentum polytheistisch oder animistisch ist, und zu der nun folgenden Verteidigung der Lehre von der Dreigottheit darf bemerkt werden, daß die Trinität deutlich als ein Stück des hellenistischen Polytheismus nachgewiesen ist, das von der christlichen Kirche durch die Jahrhunderte mitgeschleppt ist. In geradezu klassischer Weise ist der Beweis dafür geführt in Paul Wendlands schönem Buche „Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum" (Tübingen 1907).

[36]) Seite 94, Zeile 23: Zu dem Zitate aus dem *Report of Commission IV* ist noch zu bemerken, daß der Schluß wieder ganz in jenen mystischen Verschwommenheiten ist, die die Behandlung der Trinität in dem im *Report* zitierten Aufsatze Gairdners beherrschen. Diese Verschwommenheiten stehen in

seltsamem Gegensatze zu der richtigen Erkenntnis (Seite 135), daß *„a metaphysical construction of the Trinity“* gegenüber den Muslimen völlig versagt. Das ist ja auch so klar, daß eine Leugnung nur böswillig sein könnte. Denn hier steht eben jeder auf einem Glaubensstandpunkt, und da ist mit „Gründen“ nichts auszurichten. Das was da als „Beweis“ vorgebracht wird, sind nur Worte, bei denen die Naiven sich etwas denken zu können glauben, während sie doch nur die Einkleidung von Phantomen sind. Es ist zu hoffen, daß die Denkkräftigeren und Ehrlicheren unter den Leitern der protestantischen Kirchen und der Missionen dem Weiterschleppen von solchen scholastisch-mystischen Momenten der Dogmatik ein Ende machen. Nun könnte man freilich fragen, ob die polytheistischen Elemente, die das orthodoxe Christentum zu einem Teile seines Systems gemacht hat, nicht eine Vermannigfaltigung und damit Bereicherung des religiösen Lebens mit sich bringen. Im Islam haben sich solche Erscheinungen nur vereinzelt durchsetzen können, ohne daß sich übrigens religiöse Äußerungen höherer Ordnung in erkennbarer Form daran knüpften. Vom rechtgläubigen Islam ist alles, was nur irgendwie nach Menschenerhöhung riecht, mit Abscheu abgewiesen worden (als *širk*). Vielleicht ist auf die Befürchtung des Heraustretens eines Individuums aus der Gesamtheit aller Wesen die sehr beachtenswerte Erscheinung zurückzuführen, daß bei den großen Mystikern des Islam die Person des Propheten verschwindet. Man sucht vergeblich nach seinem Namen, und auch versteckt wird er nicht erwähnt. Die Hauptursache ist natürlich die pantheistische Tendenz, die im Grunde das Prophetentum ebenso auslöscht wie den Monotheismus. Ich möchte hier nicht unterlassen, die religionsgeschichtlich merkwürdige Tatsache zu erwähnen, daß die christliche Mystik eine Parallele zu der Ausschaltung Mohammeds in der islamischen besitzt. Die Heilige Theresia hatte im Beginn ihrer mystischen Laufbahn eine Periode, in welcher sie Jesus als ein Hindernis empfand, als etwas zwischen ihr und Gott Stehendes; sie hat diese Stimmung später überwunden; sie steht damit nicht allein, und die römische Kirche hat es nötig erachtet, solche Empfindungen als Irrlehre zu bezeichnen.

[37]) Seite 95, Zeile 26: Die Erwerbung der höheren Stufen wird in der islamischen Mystik bezeichnet als *maqām* = contemplatio acquisita, wenn sie durch persönliches Ringen stattgefunden hat; ist der höhere Stand durch göttliche Gnade ohne Verdienst geschenkt, so ist das *ḥāl* = contemplatio infusa. Der Parallelismus in den Terminologien der christlichen und der islamischen Mystik tritt immer deutlicher hervor. Die komparative Bearbeitung der Materie ist eingeleitet durch einen guten Kenner beider Gebiete, Dr. Joseph Froberger (vergl. meinen Bericht darüber Orientalische Lit.-Ztg. 1912, Sp. 128).

[38]) Seite 97, Zeile 19: Bei der Annäherung des Islam an das gesamte Geistesleben der Frankenwelt mag erinnert werden an die große religiöse Bewegung, die die fränkische Welt durchzittert, und die in den Versammlungen für freies Christentum ihren Ausdruck findet. Die sind natürlich den Anhängern der Tradition in allen kirchlichen Gemeinschaften ein Greuel. Der völkerbefreiende Gedanke der Loslösung von den in sich unwahren dogmatischen Formulierungen ergreift aber immer weitere Kreise. Einen gewaltigen Schritt vorwärts wird es bedeuten, wenn dieser Gedanke in der Islamwelt Wurzel faßt.

[39]) Seite 98, Zeile 8: Was hinsichtlich der Polygamie gegen die Erwartung gesagt wurde, die „Umlebung des sittlichen Ideals aus Mohammed in Christus Jesus“, werde „die Polygamie und die Sklaverei beseitigen, die Grundlagen für die Erziehung des weiblichen Geschlechts schaffen“ usw., gilt, mutatis mutandis auch für die Sklaverei. Abgesehen davon, daß diese in den Kulturländern tatsächlich besteht, so ist die Beseitigung der gröbsten Formen nicht die Wirkung von Dogmen, sondern einer allgemeinen, zum größern Teil auf der energischen Haltung ausgesprochen nichtchristlicher Gruppen beruhenden Hebung. Von der Erziehung des weiblichen Geschlechts aber sollten ganz und gar die Kreise schweigen, die sich mit aller Kraft gegen eine Reform der alten Vorstellungen vom Weibe und seiner Stellung in der Gesellschaft bei uns gesträubt und als das Erstrebenswerte den geistigen Tiefstand des Weibes jahrhundertelang gepredigt haben und noch predigen.

[40]) Seite 99, Zeile 8: Das hier Vorgetragene läßt sich auch so formulieren: Unrichtig ist die Annahme, daß das Vorstellungsleben den entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Persönlichkeit habe und bei der Suggestionierung anderer übe.

[41]) Seite 99, Zeile 26: Im Gegensatze zu der tief in die Probleme eindringenden und zugleich liebevollen Denkweise jener guten alten amerikanischen Missionare Syriens (leider wandelt, wenn ich recht unterrichtet bin, die neuere Generation nicht auf ihren Wegen) sind für Richter die dogmatischen Formulierungen die Hauptsache. Anzuerkennen ist, daß er daneben den soziologischen Momenten, die ich in den Vordergrund stelle, gelegentlich Beachtung geschenkt hat. Aber der tiefe Zusammenhang, den diese Momente mit der höheren Form des Christentums haben, ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

[42]) Seite 100, Zeile 27: Ich sehe auch hier von der Nennung der Stelle, an welcher das Wort von „dem nach Christenblut dürstenden Islam“ gefallen ist, ab. Das war eine Entgleisung. Ich warne aber vor der Wiederholung solcher törichten Verallgemeinerung. Äußerungen dieser Art werden künftig unerbittlich an den Schandpfahl gestellt werden, zumal wenn sie in Missionsblättern ihr Wesen treiben. Diese Organe haben an erster Stelle dem Christentum den Ruf der Religion der Liebe zu wahren. Die, die als Diener dieser Religion auftreten, haben, bei allem ernsten Kampfe gegen Lüge und Heuchelei, sich auf das Sorgfältigste zu hüten vor jedem unkritischen Generalisieren, das nicht bloß in der Wissenschaft, sondern bei jedem ernsten Tun zu meiden ist, und dessen übelste Form die Gehässigkeit ist.

[43]) Seite 101, Zeile 6: Die Angabe, die katholischen Missionen seien in den letzten Jahrzehnten im wesentlichen stabil geblieben, ist zu ergänzen. Ohne hier Statistik treiben zu wollen, stelle ich fest, daß die Gebiete der bestehenden Missionsgesellschaften gewachsen sind und ihre Arbeit an Intensität zugenommen hat, daß aber auch während der Kolonialära in Deutschland eine ganze Anzahl neuer Missionsgesellschaften und Missionshäuser entstanden sind. Belehrung findet man in dem Aufsatze von Schmidlin „Deutsche Kolonialpolitik und katholische Heiden-

mission“ (Zeitschr. f. Missionswissenschaft II, 25 ff.), der die nicht uninteressante ältere (16. und 17. Jahrh.) katholische Missionstheorie und missionstheoretische Literatur heranzieht.

[44]) Seite 104, Zeile 13: Spekulierte Le Chatelier über die Stellung Frankreichs zum Islam, so liegt für einen anderen Kulturstaat die Behandlung des Problems vor durch einen Mann, der seinem Lande als Staatsmann, der Wissenschaft als Forscher die größten Dienste geleistet hat. Christiaan Snouck Hurgronje beleuchtet in seinem *„Nederland en de Islam — Vier Voordrachten gehouden in de Nederlandsch-Indische Bestuurs-academie“* (Leiden 1911, auch französisch unter dem Titel: *Politique Musulmane de la Hollande* in Revue du Monde Musulman XIV, 381—509) System und Verbreitung des Islam und das theoretische und praktische Verhältnis der Niederländischen Kolonialregierung zu ihm in ausgezeichneter Weise.

[45]) Seite 121, Zeile 30: Der Wahn der Türken, sie könnten aus dem Islamcharakter des herrschenden Volkes dauernd politische Macht schöpfen, ist verzeihlich. Es hat auch bei den Kulturvölkern lange gedauert, bis die Vorstellung des Bundes von Religion und Politik ausgerottet wurde (in manchen Kreisen lebt sie noch; alle Besten müssen zusammenstehen gegen Versuche sie sich auswirken zu lassen). Vorbei sind die Zeiten, wo Völker, die sich zur Religion der Liebe bekennen, sich zerfleischen, einander hassen und zerstören um dieser Religion der Liebe willen (welche Ungeheuerlichkeit!). Der Islam ist eine Religion des Hasses und des Krieges. Es darf unter keinen Umständen weiter geduldet werden, daß er in einem Staate der Kulturmenschheit das normgebende Prinzip ist. Es scheint, daß für diesen Zustand, der als ein ungeheurer Druck auf der Menschheit lastete, nun das Ende gekommen ist. Die Macht der Türkei in Europa ist gebrochen. Man kann den Türken wünschen, daß sie in Asien mit dem Reste ihres staatlichen Lebens ein neues Reich sich bauen, aber man wird jeden Versuch ihrerseits, die Verquickung der Staatsverwaltung mit der Religion weiterzutreiben, sofort zu brechen haben. Erste Bedingung der Duldung einer neuen Türkei in Asien muß sein unbedingte und von der Regierung mit aller

Kraft durchgeführte Religionsfreiheit und damit unbehinderte Tätigkeit der Missionen.

[46]) Seite 128, Zeile 22: Die Sicherheit, mit welcher hier die Gefahr der wirtschaftlichen Interessiertheit des Laienelements im kirchlichen Leben bei uns als gering hingestellt wurde, möchte ich nicht mehr aufrechterhalten. Wenn z. B. bei den Generalsynoden der preußischen Landeskirche das Laienelement so gut wie nichts zu sagen hat, so liegt das doch wohl daran, daß seine Vertreter bei energischem Widerspruch materielle Schädigung befürchten, weil die Orthodoxie im staatlichen und gesellschaftlichen Leben bedeutenden Einfluß besitzt. Gerade sie wären berufen, die Zelotengelüste zu zügeln.

[47]) Seite 135, Zeile 27: Gegen die Wahl von Mossul als Sitz der geplanten deutschen Universität in der Türkei spricht vieles. Es wird mir von sachkundiger Seite das Klima der Stadt als so gesundheitsgefährlich bezeichnet, daß die Lehrtätigkeit auf wenige Monate beschränkt werden müßte. Auch aus andern Gründen empfiehlt sich die Wahl eines anderen Punktes. Es dürfte kaum ein anderer Ort als Aleppo in Betracht kommen, die Stadt der Zukunft in Vorderasien. Aus Kleinasien, aus Mesopotamien-Babylonien, aus Syrien treffen dort Weltstraßen höchster Bedeutung zusammen. Diese Zentrale eines ungeheuren wirtschaftlichen Lebens ist besonders geeignet, der geistigen Entwicklung einen Mittelpunkt zu bieten.

[48]) Seite 137, Zeile 7ff.: Die Bemerkung, es könne „nicht zugegeben werden, daß alle Personen, die im Dienste der äußeren Mission arbeiten, nur von wirtschaftlichen Vorteilen geleitet sind“, ist falsch gedeutet worden. Die Fassung ist allerdings mißverständlich. Es hat mir völlig ferngelegen die idealen Motive der weitaus größten Zahl der Missionare in Frage zu stellen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der meisten Missionare sind keineswegs glänzend, und es wird angeführt, daß nicht wenige von ihnen bei anderer Verwendung ihrer Kräfte eine bessere Lebenshaltung führen könnten. Es scheinen mir bei Behandlung der Frage folgende Punkte von Wichtigkeit: 1. zahlreiche Missionare stammen aus den untern Schichten der Bevölkerung und

bringen in ihren Beruf geringere Ansprüche an die Lebenshaltung mit; 2. der Idealismus fällt hier nicht selten mit einer Abneigung gegen angestrengte körperliche Arbeit zusammen und mit der Neigung zu geistiger Tätigkeit; wenn durch den missionarischen Beruf die Auslebung in dieser Richtung ermöglicht wird, so erscheint die Forderung von Genügsamkeit in materiellen Dingen nicht übermäßig hart; 3. unleugbar ist für eine ganze Anzahl von Missionaren dieser Beruf materiell sehr lohnend, namentlich die Haushalte englischer und amerikanischer Missionare werden auf großem Fuße geführt. Bei der Verschiedenartigkeit der Bedingungen, unter denen die Missionare arbeiten, und bei der Schwierigkeit, für die wichtigeren Posten geeignete Personen unter ungünstigen materiellen Bedingungen zu finden, läßt sich hier nicht nach einem Schema vorgehen. Im allgemeinen wird die Aufbesserung der unter bedrängter wirtschaftlicher Lage leidenden Missionare zu empfehlen sein.

Druck: Otto Wigand m.b.H., Leipzig.

Hartmann
Islam, mission, politik

873186

JUN 6 - 1945	Dr. Friedrich Sternthal
JUN 6 - 1945	7120 Yates Ave
	2- 9115